Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V. / Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer ᛋᛋ Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. / Detmold

---

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstraße 9IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern (*) versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Erwecker der Vorzeit

(Seite 58, 60, 280)

Hieb und Stich

(Seite 62, 156, 254, 282, 317)

Frage und Antwort

(Seite 126)

Fundgrube

(Seite 63, 64, 91, 93, 94, 119, 158, 192, 218, 219, 283, 284, 285, 286, 316, 380, 381)

Aus der Landschaft

(Seite 120, 220, 315, 346)

Die Bücherwaage

(Seite 29, 30, 61, 94, 95, 124, 125, 126, 159, 160, 193, 221, 222, 223, 253, 286, 287, 317, 318, 347, 348, 349, 376, 377, 378, 379)

Zeitschriftenschau

Vereinsnachrichten und Mitteilungen

Leipzig, Januar 1937 Heft 1

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 1

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt: Neujahrsfeier am altdeutschen Herde. Das Feuer, das zum neuen Jahr entzündet wurde, ist ein Sinnbild des mit dem neuen Jahr kommenden neuen Lebens, das alle Sippengenossen umschließt. Deshalb trank man in dieser Zeit auch die „Klimm" (das liebende Gedenken) der Toten; über dem heiligen Feuer wurde das „Julbrot" gebacken, dessen Formen und Sinngehalt noch in unserem Neujahrskuchen fortleben.

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12 zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 | Januar | Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Das verschüttete Erbe

Es ist noch nicht allzulange her, da glaubte eine Anzahl von Gelehrten sich mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit wenden zu müssen, in dem gefordert wurde, unser „antikes und christliches Erbe" müsse gegen den „heidnischen Nationalismus" geschützt werden. Noch kürzlich hat ein bekannter Dichter sein Bekenntnis zum humanistischen Gymnasium damit begründen zu müssen geglaubt, daß diese Schulart die Hüterin unseres für alle Zeiten maßgeblichen antiken und christlichen Bildungsideals sei.

Leider ist es ja so, daß der Deutsche sich oft am erbittertsten für ein Ideal geschlagen hat, das nicht von ihm stammte. Und die Zahl der Deutschen, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit den Gedankengängen der obengenannten Professoren und Dichter folgen, ist immer noch sehr groß. Die Widersprüche, die darin liegen, werden ihnen nicht bewußt, da jene Spaltung des Bewußtseins, aus der man das eigene Volkstum von außen her sieht, das fremde Ideal aber zum eigenen Denkinhalt macht, bei uns schon ein Bestandteil der schulmäßigen Denkbildung geworden ist. Darum merkt man nicht den Widerspruch, wenn man von einem „Erbe" spricht, das uns nicht etwa, wie jedes andere Erbe, von den Vätern überkommen ist, das vielmehr als ein einmaliges, mehr oder weniger widerwillig angenommenes Geschenk in Papier und Druckerschwärze von Schule zu Schule weitergegeben worden ist. Man scheint auch nicht den tiefsten Widerspruch zu bemerken, der darin liegt, Antike und Christentum in einem Atem zu nennen und so zu tun, als ob es sich um verwandte und aus einer Wurzel entsprossene Welten handelte. Diese angebliche Gleichartigkeit ist von keinem schärfer abgelehnt worden als vom Christentum selbst, das den leibesfeindlichen, vom Geiste der Askese durchglühten und von der Welt der sinnfälligen Erscheinungen abgewandten „Heiligen" als extremes Gegenbild dem „guten und schönen" Idealbild des Griechen entgegenstellte. Und diese Ablehnung ist bis heute unverändert, denn sie entspricht innersten Wesensgegensätzen.

Sollen wir nun Ideale, die einander aufs äußerste widerstreiten, unbesehen als angeblich heiliges „Erbe" hinnehmen; und nicht nur das: sollen wir darüber das, was auf unserem eigenen Acker gewachsen ist, verschmähen, zurückstellen oder zum mindesten als

nicht vorhanden betrachten? Ist unser „heidnischer Nationalismus" etwas, was jener „christlich-antiken" Welt widerstreitet, wie der Bolschewismus dem europäischen Wesen widerstreitet? Wer so denkt, der begeht überhaupt einen Denkfehler, der ihn immer wieder zu schiefer Beurteilung und zu einer grundsätzlichen Verkennung des Wesentlichen zwingt. Er stellt sich unter „Kultur" und Gesittung ein Ding an sich vor, eine Summe von Vorstellungen, von Erkenntnissen und Gebilden, die man in einen Sack stecken und zu allen Ländern und Völkern verfrachten kann. Als ein Übertragbares, das beliebig vom einen auf den anderen übertragen werden kann, ohne daß die Eigenart des Empfangenden dabei eine wesentliche Rolle spielt. Im Grunde ist das jener Kulturoptimismus, der zu der heutigen Katastrophe des gesamten europäischen Imperialismus geführt hat, aber auch zu der inneren Krise des europäischen Gedankens selbst. Er wurzelt in der französischen Vorstellung von 1789; der Vorstellung, man könne Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit Zwang und Gewalt ohne Rücksicht auf Völker und Länder über die ganze Welt verbreiten.

Die folgerichtigste Weiterentwicklung dieses Gedankens ist die Arbeit der Komintern, die genau wie die Jakobiner von ehedem alle möglichen Waffen in ihre Berechnung stellt: von der heimlichen Wühlerei bis zum offenen Überfall durch Panzerwagen und zur gewaltsamen Besetzung der zu „bekehrenden" Länder. Der Grundgedanke, der sie mit dem bisherigen europäischen Kulturimperialismus verbindet, ist der, man könne die Bestände irgendeiner „Kultur" oder „Zivilisation" (gerade in den westlichen, am meisten christlich und antik beeinflußten Ländern unterscheiden sich diese Begriffe n i c h t) nach dem Grundsatz der Gleichheit an alle Menschen der Erde verteilen. In der Grundauffassung und der Methode ist es kein wesentlicher Unterschied, ob ein angelsächsischer Missionar im Inneren Chinas Bibeln vertreibt, oder ob in derselben Gegend ein bolschewistischer Sendling das Evangelium des Mardochai-Marx verkündet. Nicht als ob die Bibel an sich mit der Lehre des Marx verglichen werden sollte — das Entsprechende liegt darin, daß ein ausgedachtes Programm als Allheilmittel vertrieben wird, nach dem Grundsatz „Jedem das Gleiche". Wobei es freilich Sache der Taktik im einzelnen ist, dieses Gleiche dem einzelnen mehr oder weniger geschickt als das i h m G e m ä ß e darzustellen.

Wer heute dazu berufen ist, ehrwürdige und heilige Güter des deutschen Volkes mitzuverwalten, der ist auch dazu berufen, mit ganzer Seele und Gewissenhaftigkeit diese Güter so zu pflegen und einzusetzen, daß sie als wahres E r b e d e r V ä t e r den Enkeln wiedergegeben werden. Die seelische Not ist wahrhaftig groß genug geworden. Denn was ist der Bolschewismus anderes, als der Beweis dafür, daß das, was man als unser „christliches und antikes Erbe" bezeichnet, am Ende seiner Wirksamkeit angelangt ist; daß es zwar als Begriff noch vorhanden ist, aber seinen Wert als S u b s t a n z und als w i r k e n d e s W e s e n verloren hat? Weder eine bestimmte Schulart, noch viel weitergreifende Wiederbelebungsversuche können diese Tatsache aus der Welt schaffen. Wenn wir nach Rußland, nach Spanien, aber auch in andere Länder schauen, so drängt sich uns die zwingende Schlußfolgerung auf: hier hat das Chaos gesiegt, weil eine s e e l i s c h e S u b s t a n z erschöpft gewesen ist; eine Substanz, die unabhängig ist von äußeren Formen und Organisationen, in denen sie sich bisher scheinbar offenbart hat.

Wer nicht zwei Jahrtausende überschauen kann, der wird auch nicht bis zu den Wurzeln der seelischen Not vorstoßen, in der die Gegenwart lebt. Es ist zwecklos, zu sagen: werdet wieder so, wie eure Vorfahren vor hundert Jahren waren, so wird eure Not gestillt sein. Was damals noch I n h a l t war, das ist heute eben nur noch F o r m ; niemals aber wird man über die Form den Inhalt wiedergewinnen. Wenn also die großen Ordnungen, die früher das Leben bestimmt und ihm einen Inhalt gegeben haben, das heute nicht mehr können — und daß ihnen das einem großen Teile der Menschheit gegenüber nicht mehr möglich ist, wird keiner leugnen —, so müssen sie selbst einen S u b s t a n z v e r l u s t erlitten haben, der entscheidend ist und der sie unfähig macht, von dieser Substanz etwas

abzugeben oder zu vermitteln. Sollen wir nun darauf warten, bis diese Ordnungen vielleicht einen neuen Inhalt gewinnen, der es ihnen gestattet, das Vakuum wieder auszufüllen, in welches die Verneinung schlechthin, die wir Bolschewismus nennen, eingebrochen ist? Oder sollen wir uns nicht s e l b s t darauf besinnen, was diese Substanz gewesen ist; und sollen wir nicht selbst versuchen, aus e i g e n e r K r a f t dies unser Seelenerbe wiederzusuchen — auf die Gefahr hin, daß wir es im eigenen Boden finden?

Weil wir uns hierfür entschieden haben, darum treiben wir Germanenkunde — Germanenkunde nicht als einen Zweig der Wissenschaft wie jeder andere, sondern als eine viel ernstere und heiligere Aufgabe. Es mag Ordnungen und Hierarchien geben, die diese Aufgabe, unseren Seelen einen Inhalt zu geben, als ihr ausschließliches Recht in Anspruch nehmen. Wir können aber nicht darauf warten, bis sie sich dieser Aufgabe vielleicht einmal wieder gewachsen zeigen werden. Ehe wir das Verderben weiter fortschreiten lassen, müssen wir unser eigenes Erbe wiedersuchen, denn wir können nicht warten, bis uns irgendein fremder Heilbringer zu Hilfe kommt.

Wir kennen in der Geschichte keine andere Zeit, in der ein solches seelisches Vakuum eingetreten wäre, wie es die heutige Zeit in riesigen Gebieten der Erde erschreckend zutage treten läßt. Wir wissen aber auch, daß es für die Seelen keine größere Gefahr gibt, als wenn ein Glaube totgeschlagen ist und nichts da ist, was an seine Stelle treten könnte. Es ist überhaupt unmöglich, einen gewachsenen Glauben totzuschlagen und durch einen anderen zu ersetzen, ohne die eigentliche Substanz zu vernichten und ein Chaos eintreten zu lassen, in dem nur noch der seelenlose Bolschewismus einen Boden findet. Wo je ein l e b e n d i g e r G l a u b e durch einen anderen abgelöst worden ist, da muß die Substanz, die eigentlich wirksame Grundhaltung der Seele, die gleiche geblieben sein — überlagert und in ihren Äußerungen vielleicht verbogen, aber doch immer noch den Gesetzen der Seele entsprechend, von der sie einen untrennbaren Grundbestandteil bildet. Hätten die christlichen Sendboten in Germanien vor 1000 Jahren nicht dieses Gesetz schließlich stillschweigend anerkannt, so wäre niemals ein „christliches Mittelalter" gekommen. Der absolute seelische Verfall, der Bolschewismus, wäre schon damals eingetreten.

Die „Bekehrung" ist einen anderen Weg gegangen. Nach einigen vergeblichen Versuchen anderer Art hat sie sich etwa vom Jahre 1000 an darauf eingestellt, sich das unzerstörbare Seelengut der Germanen innerlich anzueignen, es in andere Formen zu gießen, ihm hie und da einen anderen Ausdruck und eine andere Ausdeutung zu geben, es aber im Wesen doch unverändert zu lassen. Das war nicht etwa Weitherzigkeit oder weise Selbstbeschränkung, sondern unumgängliche Taktik, ohne die es niemals einen gotischen Dom und niemals eine deutsche Mystik gegeben hätte; Erscheinungen, die man heute als schlechthin kennzeichnend für das „christliche Mittelalter" ansieht. Und wo wir auch die w a h r e n Wurzeln des mittelalterlichen Lebens aufdecken, soweit es uns überhaupt als d e u t s c h erscheint, da stoßen wir auf diese germanische Substanz. Wir finden sie in dem von der Kirche übernommenen Brauchtum; wir finden sie aber als lebendigen Beweis für die germanische Substanz dieses Brauchtums in dem nichtkirchlichen Volksbrauch, der die eigentliche „weltanschauliche Geschlossenheit" des deutschen Mittelalters ausmacht; eine Geschlossenheit, die dauerhafter und echter war, als die dogmatische Fassade, die schon nach wenigen Jahrhunderten auseinanderfiel.

Diese g e r m a n i s c h e S u b s t a n z war es, die dem Mittelalter in den von der germanischen Völkerwanderung begründeten Staaten seinen seelischen Inhalt gab, und die es zu Werken aufrief, die wir mit Recht auch für uns als unvergängliche Werte empfinden. Dies Mittelalter aber ist zerbrochen — zerbrochen an der inneren Unvereinbarkeit der Welten, die hier durch Schwert oder Seelenbeeinflussung zusammengezwungen worden waren. Was wir als das „christlich-germanische Mittelalter" zu bezeichnen pflegen, das hat seine Wirksamkeit eingebüßt, weil in tausend Jahren seine seelische Substanz ver-

braucht ist. Und es ist ein Wahn, zu glauben, durch die Wiedererweckung der *Form* könnten wir einen beseelten *Inhalt* wiedergewinnen. Denn wer glaubt noch ernsthaft daran, die enge Verbindung etwa von Kaisertum und Papsttum ließe sich neu beleben, nachdem diese in sich unmögliche Verbindung unter Strömen deutschen Blutes im Mittelalter geplatzt ist und Klüfte aufgerissen hat, die vorher nicht vorhanden waren?

Rückkehr zu früheren *Formen* hat noch niemals etwas Lebendiges geschaffen. Für uns geht es darum, die Substanz, den ewigen Urgrund wiederzugewinnen, der innerhalb der heutigen Formen verbraucht ist, um den Zusammenhang mit dem Ewigen wiederzugewinnen. Dieser ewige Urgrund hat in unserem Volkstum weitergelebt und weitergewirkt, unbeschadet der Hierarchien und Systeme, die sich über ihm emporgetürmt und von seiner Substanz gezehrt haben. Weil wir zu ihm zurück wollen; weil wir in ihm den wahren Urquell des Göttlichen erkannt haben, darum treiben wir Germanenkunde. Wir wissen auch, daß viele Tausende von echten Deutschen, die innerlich mit diesem Urgrund verbunden sind, an den alten Formen festhalten, weil sie in ihnen die Substanz selbst zu besitzen glauben. Sie mögen getrost sein, denn sie werden nichts verlieren, sondern alles gewinnen, wenn sie mit uns gehen. Sie haben nichts zu schaffen mit jenenböswilligen und hinterhältigen Toren, die das alberne Wort vom „Wotanskult" erfunden haben, weil sie nichts anderes zu denken vermögen, als inhaltlose und unlebendige Formen.

Wir aber wollen zurück zu unserem ewigen Grunde, in dem Gott *uns* das Licht entzündet hat, das uns auf unserem Wege erleuchten wird. Wir werden ihn bei den Ahnen finden, denn wir sind eines Geistes mit denen, die mit uns gleichen Blutes waren.

Für unser deutsch-germanisches Erbe!

Mit dieser Losung schreiten wir in ein neues Jahr.

Plaßmann.

Die Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte

Von Wilhelm Teudt

Es gibt nur *eine* Stimme der Zustimmung dazu, daß der Leiter des „Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte" eine Aussprache zur Neubenennung und Neugliederung der Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte auf die Tagesordnung der Reichstagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Ulm vom 17. bis 25. Oktober 1936 gesetzt hat. Hoffentlich ist damit die notwendige Überprüfung aller, auch der steinzeitlichen und sonstigen Fachausdrücke eingeleitet. Dem über die Sache weniger unterrichteten Leser will ich zunächst mit einigen Sätzen die Lage darzustellen versuchen.

Die Vorgeschichte ist die jüngste unserer Wissenschaften. Abgesehen von den Vorstößen einzelner weitschauender Männer der Germantiker (Romantiker)-Zeit und der Gebrüder Grimm, haben erst die fünfzig Jahre von Karl Müllenhoff (um 1870) bis Kossinna (um 1920) die Entwicklung der Vorgeschichte aus den Irrtümern, unzulänglichen wissenschaftlichen Methoden und hemmenden Geistesströmungen der vorangehenden und umgebenden Zeiten gebracht. Nach wie vor trat man mit falschen Voraussetzungen und Fragestellungen, die in der mittelalterlichen Weltanschauung wurzelten, an die vorgeschichtlichen Aufgaben heran. Nur unter dem mitleidigen Lächeln der Vertreter des Zeitgeistes konnte sich die Anerkennung einer nicht aus dem Osten und Süden gekommenen, ureigenen Kultur der Germanen langsam durchsetzen. Die Ehrenrettung der germanischen Kultur und das hohe Ansehen der germanischen Vorgeschichte in unseren Tagen verdanken wir erst den sich häufenden Spatenerfolgen mit bahnbrechenden Fortschritten, wie sie beispielsweise der Eberswalder Goldfund für die Beurteilung des germanischen Kunstgewerbes gebracht hat, und den bestätigenden Ergebnissen der Forschungsarbeit auf allen zugehörigen Wissensgebieten, verbunden mit den tiefgreifenden Erkenntnissen der Vererbungs- und Rassenlehre,

die keinen Raum mehr für die Verachtung der Geistes- und Gemütsgaben unserer Vorfahren ließen, sowie schließlich der politischen inneren und äußeren Erhebung unseres Volkes im Dritten Reiche.

Damit ist aber nun auch die hohe Zeit für eine Reform der Fachausdrücke gekommen, die sich, noch immer belastet mit der unzulänglichen Erkenntnis und der unvölkischen Denkweise, bis auf uns erhalten haben. Darum ergab sich für mich die Notwendigkeit einer solchen Reform auch als einer der ersten Gegenstände der Beratung mit dem Vorsitzenden des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, Professor Reinerth.

Wenngleich in einer Versammlung von Sachkennern aus Beruf oder Neigung jeder z. B. unter „Latènekultur" eine bloße Zeitbestimmung, nicht aber schlechthin eine Fremdkultur versteht, oder bei „merowingisch" nicht an den Ursprung eines Fundstückes aus dem Gefolgskreise der bereits verrömerten westfränkischen Königsgeschlechter denkt, so sollte man sich doch nicht der Täuschung hingeben, als ob nicht der überwiegende Teil aller Deutschen in solchen groben Irrtum geführt und durch jedesmaligen Gebrauch darin gestärkt würde, wenn er nicht gleichzeitig in umständlicher Weise über die Bedeutung aufgeklärt wird. Ebenso ist „fränkisch" in der Mehrzahl der Gebrauchsfälle irreführend, weil es in mehrfachem völkischen und zeitlichen Sinne verstanden werden kann. Zwar nicht irreführend, aber unwürdig im völkischen Empfinden ist der Ausdruck „römische Kaiserzeit" für einen Zeitraum germanischer Geschichte.

Als vor etwa zehn Jahren spät, aber nicht ohne nützliche Vorbereitung und auch mit bewußten Zielen mir die germanische Vorgeschichte zum Studium, zur Aufgabe und damit auch zum Lehrgegenstand wurde, erwachte sofort das Bedürfnis nach einer angemessenen Fachsprache so stark, daß es bereits in der ersten Auflage der „Germanischen Heiligtümer" (1929) durch kritische Bemerkungen zum Ausdruck kam. Ich habe in den folgenden Ausgaben des Buches dem damals Gesagten seine unverminderte Gültigkeit gelassen und gelegentlich der Oeynhauser Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte 1932 den positiven Vorschlag einer germanischen Benennung sämtlicher Kulturstufen unserer Vorfahren gemacht in der Fassung, wie sie der Ulmer Versammlung vorgelegen und wenigstens im Grundgedanken auch Annahme gefunden hat.

Sie lautet zuzüglich der in der Ulmer Aufstellung fehlenden ersten Zeitstufe wie folgt:

Steinzeit—3000	vorgermanisch
3000—2000	urgermanisch
2000— 700	frühgermanisch
700— 0	altgermanisch
0— 400	(hoch) germanisch
400— 800	spätgermanisch
seit 800	nachgermanisch.

Daß nunmehr Prof. Reinerth die zwischen uns grundsätzlich vereinbarte Reform der Fachausdrücke zur Verhandlung gestellt hat und daß bereits auf Antrag von Ministerpräsident Klagges auch ein Beschluß gefaßt wurde, ist erfreulich. Es ist aber gut, daß der Beschluß über ein so weitschichtiges und tiefgreifendes Thema von vornherein als verbesserungsfähig in Einzelheiten erklärt worden ist. Denn es war ja unmöglich, daß in einer einmaligen und erstmaligen Verhandlung vor einer großen Versammlung bereits alle wissenschaftlichen Rücksichten und Gesichtspunkte mit dem notwendigen Austausch und Ausgleich der berechtigten Meinungen sorgfältig genug zur Geltung gebracht werden konnten und daß ein bis ins einzelne bindender Entschluß gefaßt wurde. Ein Referat über meine Anregung war mir nicht zugefallen, und da ich auch an der Besprechung nicht teilnehmen konnte, so will ich mich an dieser Stelle zu einigen Punkten der Neugliederung, wie sie aus der Ulmer Beratung hervorgegangen ist, äußern.

Die Aufgabe mußte in Angriff genommen werden, so schwierig es auch sein mochte, für

alle einzelnen Zeitstufen ganz entsprechende Namen zu finden, es war auch von vornherein nicht zu erwarten, daß ein Gesamtvorschlag gemacht würde, der allen genehm wäre. Angesichts der Verschiedenheit der Anschauungen handelt es sich um einen Vergleich, um ein Kompromiß, bei dem auf allen Seiten nachgegeben werden muß, wenn etwas Gemeinsames zustande kommen soll. Darauf kommt es an, wenn auch nur ein Verstehen des vorgeschichtlichen Schrifttums erreicht werden soll.

Außer meinem, den Lesern „Germaniens" seit langem bekannten obigen Vorschlage stand eine Neugliederung von Prof. M a t t h e s und Dr. P e t e r s e n zur Beratung.

Petersen läßt die Vorgeschichtsgliederung erst mit 1800 v. Zw. beginnen, nennt die Jahrhunderte bis 500 v. Zw. ältere, mittlere und jüngere Landnahmezeit und teilt, je für ein Jahrhundert, den auf 800 v. Zw. folgenden Stufen bis ins hohe Mittelalter hinein (1200 n. Zw.) geschichtliche Namen zu, und zwar zuerst nach hervortretenden Völkern oder Stämmen von den Kelten bis zu den Bayern, dann nach den Herrschergeschlechtern von den Merowingern bis zu den Staufern.

Diese Namengebung liefert wohl ein anregendes Bild der ganzen Germanengeschichte, hat jedoch zuviel Unebenheiten im einzelnen in sich. Es würde auch Unbehagen erwecken, wenn z. B. ein ostfriesisches Grab des 6. Jahrhunderts als „bayernzeitlich" ausgezeichnet werden müßte. Eine allgemeine Annahme konnte diese Namengebung daher nicht erwarten, weil die Praxis wahrscheinlich einer farblosen, neutralen Zeitschablone, etwa den bloßen Jahrhundertzahlen, den Vorzug geben wird vor einer Stufenbenennung, die sachlich als nicht ganz zutreffend anmutet, selbst wenn sie rein formlich zu verstehen ist. Außerdem geschieht die Heraushebung e i n e s Stammes für einen geschichtlichen Zeitraum immer auf Kosten des Ruhmes der übrigen nicht genannten Stämme, die höchstwahrscheinlich dem genannten an Inhalt und Höhe des Kulturlebens keineswegs nachstanden, von deren politischer Bedeutung wir aber — vielleicht nur zufällig — nichts wissen.

Unerträglich würde eine neue Auflage und Bestätigung so schlimmer bisheriger Fachausdrücke wie merowingisch sein. Hat sich der ganze Norden und Osten Deutschlands bisher vergeblich gegen „merowingisch" empört? Noch ein anderer Gesichtspunkt: als ob die napoleonische Oberhoheit in West- und Süddeutschland mit ihrem weitaus stärkeren Kultureinfluß, als die Merowinger je auf die von ihnen zeitweise beherrschten Teile Germaniens gehabt haben, dazu berechtigte, der gesamten deutschen Entwicklungsgeschichte das Kennwort „französische Zeit" einzuschwärzen!

Die Merowinger waren mit ihrem ganzen westfränkischen Volke ein bereits gallisch und römisch verseuchtes Geschlecht, welches nach heutigen Begriffen nach Rasse, Sprache und sonstiger Kultur keineswegs mehr als ein germanisches anerkannt werden kann.

Die Annahme der vorgeschlagenen Benennung dreier Jahrhunderte (von 500 bis 200 v. Zw.) der Vorgeschichte Germaniens als ältere, mittlere und jüngere K e l t e n z e i t würde ebenfalls für uns „Freunde germanischer Vorgeschichte" nicht annehmbar gewesen sein, sowohl weil — abgesehen von einem etwaigen vorgermanischen Keltendurchzuge — das ganze Norddeutschland mit den Kelten nichts oder fast nichts zu tun hat, als auch weil sich für das übrige Germanien die Keltenlehre im schnellen Abbruch befindet. Das ist gerade auch in Ulm zum stärksten Ausdruck gelangt.

Die Reform der Fachausdrücke muß sich in jeder Beziehung vor einer voreiligen Festlegung auf wissenschaftliche Lehren hüten, die irgendwie dem Fortschritt der Wissenschaft ausgesetzt sind. Eben aus diesem Grunde kann ich mich auch nicht mit der völligen Ausschaltung der von mir als urgermanisch und vorgermanisch genannten Zeitspannen vor 2000, die in dem in Ulm angenommenen M a t t h e s'schen Plan belassen ist, einverstanden erklären.

Prof. Matthes hat in Heft 3/1936 der „Mannus"-Zeitschrift einen sehr eingehenden, wertvollen Artikel zur Einführung in die Reform-Aufgabe geliefert. Seinen Ausführungen kann in weitgehendem Maße zugestimmt werden, wenn auch in einigen nicht unwichtigen

Punkten eine volle Übereinstimmung noch nicht vorhanden ist. Seine Teilung der ganzen germanischen Vorgeschichte in zwei Hälften von je 1500 Jahren ist schwer einleuchtend. Sein Unterscheidungsgrundsatz, nämlich die unvollendete Landnahme auf dem Boden Germaniens in der älteren Hälfte und der wesentlich vollendete Besitz Germaniens in der jüngeren Halbzeit von 500 v. Zw. bis zum Schluß muß als bestreitbar angesehen werden. Immerhin ist dieses Teilungsprinzip richtiger als die Teilung nach dem Material der wichtigsten Gebrauchsgegenstände — Bronzezeit und Eisenzeit. Als einen Fehler sehe ich es an, daß die Steinzeit vor 2000 gar nicht in die Neugliederung einbegriffen ist, obwohl eine Germanenbenennung der regelrechten Väter der nachherigen Germanen, die doch nicht gefehlt haben, bis wenigstens zurück an die Grenze der mittleren Steinzeit als Urgermanen und noch weiter zurück als Vorgermanen keine unüberwindlichen Bedenken erweckt, jedenfalls aber nicht geschadet hätte, zumal wir ja in dem Worte „indogermanisch" auf sprachlichem Gebiete bereits einen Fachausdruck haben, durch den wir bei unseren vorgeschichtlichen Germanenstudien immer wieder in die Tiefen des Steinzeitalters hineingeführt werden.

Wir verkennen die Gründe nicht, die Prof. Matthes und Dr. Petersen dazu geführt haben, die regelrechten Väter der ältesten Urgermanen aus ihrem Plan ganz auszuschließen, obgleich die von der gegenwärtigen Wissenschaft anerkannten Vorväter (Tiefstichkeramiker und Schnurkeramiker) zusammengenommen nicht mehr fremdartige Blutsbestandteile hatten als ihre Söhne und Enkel. Aber es muß doch überaus bedenklich erscheinen, die germanische Vorgeschichte in so schroffer Weise mit der absoluten Jahreszahl 2000, auch wenn sie noch so weitherzig aufgefaßt wird, abriegeln zu wollen! Die Fortschritte der Wissenschaft sind unübersehbar. Wir selbst haben genug erlebt, was uns zur Vorsicht mahnen muß. Dabei soll die große Bedeutung gerade des Zeitraums um 2000 aus einem anderen Grunde durchaus nicht übersehen werden, denn es kann mit recht großer Sicherheit als erwiesen angesehen werden, daß der Beginn der Ackerwirtschaft in der Germanenwelt und damit auch die beginnende Seßhaftigkeit spätestens in diese Zeitspanne fällt.

Es wird mir nicht an Zustimmung fehlen, wenn ich bitte, meinen diesbezüglichen, in der für Ulm gedruckten Nebeneinanderstellung leider nicht aufgeführten Vorschlag in die weiteren Erwägungen einzubeziehen.

Die bloße Zweiteilung der Gesamtzeit reicht für die praktische Arbeit der Vorgeschichtswissenschaft nicht aus. Darum bietet der Plan die Unterteilung in je einen älteren, mittleren und jüngeren Abschnitt, so daß man sich von vornherein mit den sechs von Matthes auf Seite 353 aufgeführten Abschnitten begnügen kann. Nach Abänderung der „Wanderzeit" in „Großgermanenzeit" lautet die in Ulm angenommene Neugliederung wie folgt:

2000—1500	Ältere Urgermanenzeit
1500—1000	Mittlere Urgermanenzeit
1000— 500	Jüngere Urgermanenzeit
500— 0	Ältere Großgermanenzeit
0— 500	Mittlere Großgermanenzeit
500—1000	Jüngere Großgermanenzeit.

Wenn man sich mit der von Matthes unternommenen Zweistufung der Germanengeschichte unter dem Gesichtspunkte des Lebensraumes abzufinden entschließen kann und wenn für jede der beiden anderthalbtausendjährigen großen Geschichtshälften die Unterteilung mindestens in eine ältere, mittlere und jüngere Zeitspanne als eine sich von selbst darbietende Notwendigkeit vorliegt, so darf doch bei aller persönlichen Nachgiebigkeit die Wichtigkeit der Frage nach der p r a k t i s c h e n Aufnahme und der voraussichtlichen Anwendung der Zeittafel nicht unerörtert bleiben.

Für mich ist es von vornherein ein Hauptgegenstand der Überlegung gewesen, auf welche Weise ein möglichst nur formaler, also keine sachliche Bindung mit sich bringender Rahmen

geboten werden könnte. Unter diesem Gesichtspunkte muß es begrüßt werden, daß in der Ulmer Versammlung die anfechtbare Benennung der zweiten Hälfte der Germanengeschichte als „Wanderzeit" keine Annahme gefunden hat. Denn mit diesem Ausdruck würde unzweifelhaft die Bedeutung des Nomadentums verbunden werden, als ob die germanischen Stämme seit der Zeit um 500 v. Zw. sich hauptsächlich, und zwar mit dem eigentlichen Hauptbestande ihres Volkstums in Bewegung befunden hätten auf der Suche nach neuen Wohnsitzen. Daraus wäre dann mit Recht die Unmöglichkeit zu folgern, daß diese wandernden Stämme es hätten zu einem nennenswerten Kulturfortschritt bringen können. Daß dieses Wandern in weit geringerem Maße seitens der Stämme selbst stattgefunden hat, als man bisher annahm, und daß selbst der Ausdruck „Völkerwanderung" für einen bestimmten engeren Zeitraum hinsichtlich der meisten germanischen Stämme verfehlt ist, wenn man an den Kern der Bevölkerung und nicht an den Bevölkerungsüberschuß denkt — das ist eine der bedeutsamsten Errungenschaften der neueren Forschung, gegen die auf keinen Fall durch einen wichtigen, umfassenden Fachausdruck ein Präjudiz, ein Vorurteil geschaffen werden durfte. Ich nehme an, daß dies auch der Grund der Ausmerzung des Ausdrucks „Wanderzeit" durch die Ulmer Versammlung gewesen ist. Wir haben es hier mit einem der wichtigsten Gesichtspunkte bei der Beurteilung der Germanengeschichte zu tun. Ich hoffe, daß die von mir in dem Kapitel „Germanen in Germanien" meines Buches dargelegten psychologischen und geschichtlichen Gründe in ihrer ganzen Schwere Beachtung finden werden. Es darf um so mehr gehofft werden, als auch durch den Spaten, wie aus den neuesten Veröffentlichungen von Prof. Stieren-Münster hervorgeht, die stärksten Beweise für die Richtigkeit dieser Auffassung, soweit die westlichen Stämme in Betracht kommen, zu Tage gefördert sind, während die Erforschung der Bauweise der östlichen Germanenstämme durch Dipl.-Ing. Franke-Merseburg („Ostgermanische Holzbaukultur", W. G. Korn-Verlag, Breslau) eben dasselbe, nämlich die ununterbrochene Besiedlung durch d i e s e l b e Bevölkerung, nachgewiesen hat. Damit werden unsere Anschauungen über die germanische Kulturentwicklung in ihren Grundlagen bis hin zu Sitte und Brauchtum, Sprache und Glauben, Blut und Wesen endlich in ein ruhiges Fahrwasser gelenkt.

Durch den Wegfall des Fachausdruckes „Wanderzeit" ist demnach ein wesentlicher Einwand, der von unserer Detmolder Richtung gegen den Matthesschen Stufenplan hätte erhoben werden müssen, beseitigt. Matthes gibt selbst zu, daß „Wanderzeit" in Ermangelung eines besseren nur ein Verlegenheitsvorschlag gewesen ist, und hat sich am Suchen eines besseren beteiligt. Wenn hier durchaus ein Wort gefunden werden müßte, das den ganzen germanischen Zeitraum von 1500 Jahren seinem Wesen und Inhalt nach geschichtlich oder sonstwie g u t zum Ausdruck bringt, dann hat auch die Ulmer Versammlung mit „großgermanisch" versagt, weil seine Bedeutung nicht klar ist. Ebenso steht es freilich um meinen Vorschlag, „hochgermanisch" für den 400jährigen Zeitabschnitt nach der durch die Abwehr Roms bestandenen Kraftprobe zu wählen, dem Matthes seine Kritik zuwendet. Statt „hochgermanisch" will ich, natürlich nur für den genannten 400jährigen Abschnitt, hiermit lieber „vollgermanisch" einsetzen. Denn jeder, der sich ein in jeder Beziehung, nämlich räumlich, völkisch, religiös, kulturlich und sprachlich möglichst zutreffendes, weder eingeengtes noch zerfließendes volles Bild von u n s e r e m Germanentum zwischen Rhein und Weichsel, Donau und Eider machen will, muß sich unbedingt aus diesem vollgermanischen Abschnitt die Antwort holen.

„Großgermanisch" ist nicht falsch und kann angenommen werden. Aber in einem anderen Punkte, der uns „Freunden germanischer Vorgeschichte" von ganz besonderer Wichtigkeit ist, darf unser entschiedener Einspruch nicht unterdrückt werden. Es handelt sich um die Einbeziehung der beiden Jahrhunderte von 800—1000 n. Zw. in die großgermanische Zeit als Abschluß, anstatt sie, wie ich noch immer vorschlage, als „n a c h germanische" Zeit zu bezeichnen.

Prof. Matthes hat in seinem Artikel selbst mit trefflichen Worten auf die Wirkung der Geschehnisse in der Regierungszeit Karls und seiner Nachfolger hingewiesen und sie als das eigentliche Ende der germanischen Vergangenheit unseres Volkes auf dem Boden Germaniens und seiner Bevölkerung, in der wir unsere Ahnen erblicken, gezeigt. Sie sind für unsere Vorgeschichte, ihre Darstellung und ihre Fachausdrücke maßgeblich. Daß das Ende der germanischen Zeit für die nordischen Länder um 200 Jahre später angesetzt werden muß, kann uns in diesem Grundsatz nicht irremachen, zumal in allen Fällen, wenn es sich als nötig erweist, ohne Schwierigkeit und Schaden auf diesen Unterschied hingewiesen werden kann.

Der Kulturbruch um 800, d. h. der Abschluß unseres germanischen Altertums und der Beginn der neuen deutschen Kulturentwicklung des Mittelalters auf dem Boden Germaniens geschah

a u f p o l i t i s c h e m G e b i e t: durch Unterjochung des letzten widerstandsfähigsten germanischen Stammes der Sachsen und der dadurch ermöglichten gänzlichen Unterwerfung der Thüringer, Alemannen und Bayern durch Karl und Einverleibung aller in ein römisches Kaiserreich deutscher Nation,

a u f r e l i g i ö s e m G e b i e t: durch Zerstörung der Heiligtümer des alten germanischen Glaubens, Verbot des alten Kultes und durch zwangsweise Einführung eines neuen Glaubens mit römisch geprägten Gebräuchen und sittlichen Auffassungen,

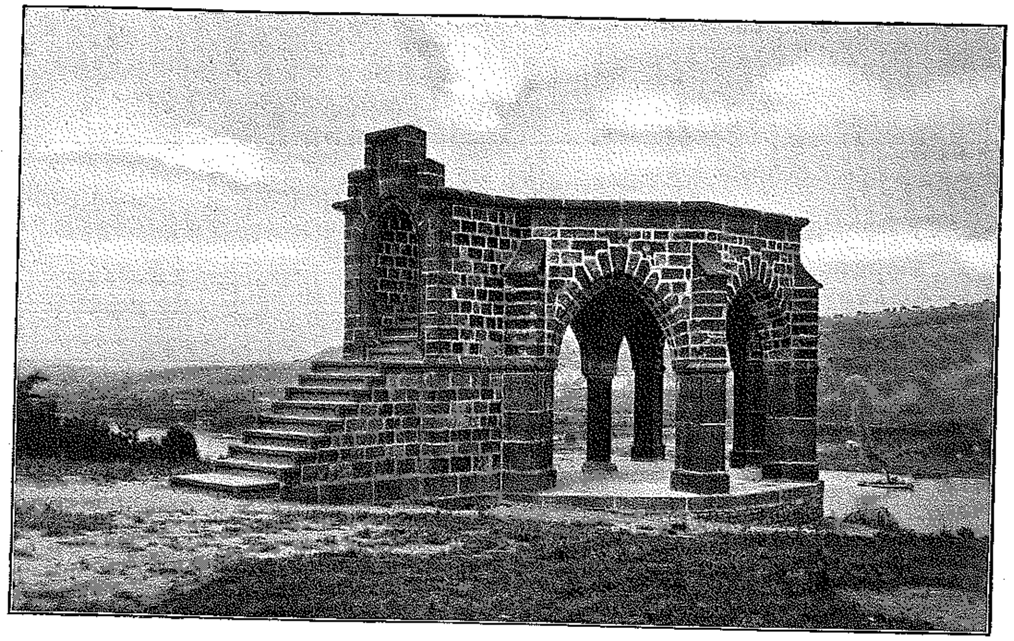
a u f k u l t u r l i c h e m G e b i e t: durch Zerstörung der germanischen Grundlagen des Rechts, des sozialen Lebens und der Besitzverhältnisse sowie Beseitigung germanischen Weistums und Schrifttums, — das alles unter möglichst gleichzeitigem Ersatz durch römisch-westfränkisches Kulturwesen.

Eine solche politische, religiöse, soziale und kulturliche, zu einem Teil gewaltmäßige und überstürzt durchgeführte, schnell alle germanischen Stämme erfassende Umwälzung muß unbedingt als Begründung des Abschlusses der g e r m a n i s c h e n Vorgeschichte unseres Volkes ausreichen. Ein schärferer Trennungsstrich zwischen zwei geschichtlichen Zeitstufen, als dieser, ist überhaupt kaum ausdenkbar!

In der Überzeugung, daß ein wesentlicher Unterschied in der sachlichen Beurteilung zwischen denen, die an einer Neugliederung dieser Vorgeschichte Belang haben, nicht besteht, und daß die formliche Seite einer Abänderung des in Ulm zunächst angenommenen Zeitstufenplans für den Reichsbund und seinen Vorsitzenden, Professor Reinerth, keine unüberwindbare Schwierigkeit bedeutet, ist dieser Aufsatz geschrieben. Der Verfasser bittet um Überprüfung des Planes, vor allem in bezug auf seinen Anfang und Schluß.

Schließlich möchte ich mich noch mit Prof. Matthes über eine die Allgemeinheit angehende Ausdrucksweise auseinandersetzen. Nicht überzeugend ist für mich, daß „a l t - germanisch" eine vorteilhafte Bezeichnung für das g a n z e germanische Altertum sei. Dadurch wird das wichtige Bewußtsein unterdrückt, daß die g e s a m t e Vorgeschichte des deutschen Volkes eine g e r m a n i s c h e ist, bis mit dem Kulturbruch eben das d e u t s c h e, nicht mehr germanische Mittelalter beginnt.

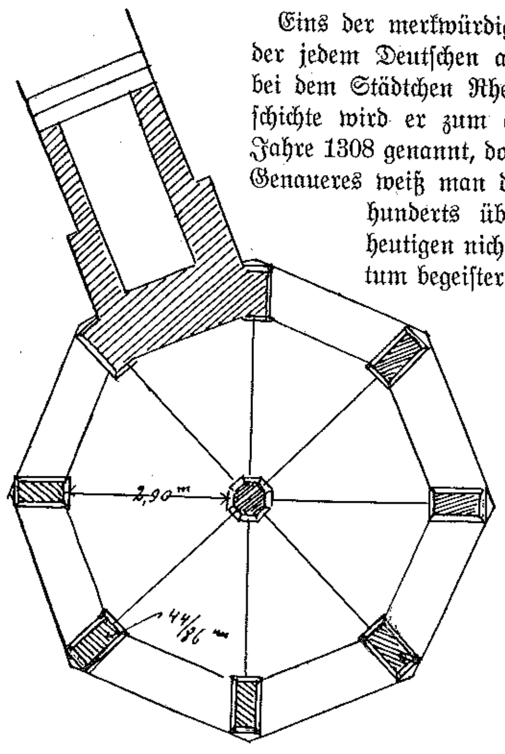
Seitdem können wir uns „G e r m a n e n" nur in einem wesentlich veränderten, lediglich auf die rassische Abstammung, nicht mehr auf die kulturliche Entwicklung bezüglichen Sinne nennen. Dadurch wird die praktisch durchaus brauchbare Möglichkeit gegeben, die Bezeichnung germanisch auf die ganze Vorgeschichte unseres Volkes und die Bezeichnung altgermanisch auf einen Abschnitt der Germanenentwicklung anzuwenden. Altgermanisch heißt am besten die Zeit, die v o r den schon starken römischen Einflüssen von der Zeitwende an liegt. Es ist, glaube ich, kein Vorteil, daß in einer neuen Zeitentafel die sehr handliche Bezeichnung „altgermanisch" für die Zeit v o r den Römerkriegen unbrauchbar wird. Für mich und viele klingt das Wort „altgermanisch", auf die ganze germanische Zeit angewandt, als Pleonasmus (doppeltgenäht).



Der Königsstuhl zu Rhense und seine Verwandtschaft

Von H. A. Pretze, Koblenz

Eins der merkwürdigsten und in seiner Art einziges Gebäude ist der jedem Deutschen aus dem Studentenlied bekannte Königsstuhl bei dem Städtchen Rhens unweit Koblenz am Rhein. In der Geschichte wird er zum erstenmal bei der Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308 genannt, doch scheint er in der Anlage schon älter zu sein. Genaueres weiß man darüber nicht. Bilder des 17. und 18. Jahrhunderts überliefern seine ältere Gestalt, die von der heutigen nicht allzu verschieden ist. Der für deutsches Altertum begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat ihn aus wenigen übriggebliebenen Trümmern unmittelbar am Rheinufer wieder errichten lassen. Seitdem hat er wiederholt vor Eisenbahn- und Straßenbauten seinen Platz räumen müssen und ist unlängst auf dem Hügel nördlich von Rhens warscheinlich auf seiner ältesten Stelle wieder aufgestellt worden.



Grundriß des Königsstuhls zu Rhense

Der Königsstuhl ist ein achteckiges Gebäude, das im wesentlichen aus einer etwa 4 Meter über dem Erdboden auf 9 Stützen ruhenden Plattform besteht. Die Einfassung der Plattform ist eine ringsum laufende Steinbank, zu der man auf einer Treppe hinaufsteigt.

Die Fragen, die jedem denkenden Betrachter bei diesem Bauwerk aufsteigen müssen, sind diese: Welchem praktischen Zweck hat dies merkwürdige Gebäude bei der Königswahl oder auch sonst gedient und warum hat man es gerade an diesem Punkt errichtet? Hat es irgendwelche Vorbilder in germanischem Brauchtum oder verdankt es nur einer einmaligen Laune seine Entstehung?

Es dürfte einleuchten, daß zur Zeit der Königswahl Heinrichs VII. der Ort des Königsstuhles schon eine ehrwürdige Vergangenheit gehabt hat. Wie wären die Kurfürsten sonst darauf gekommen, ihn dem viel bequemeren, nur eine Stunde entfernten Koblenz oder auch dem gegenüberliegenden mainzischen Hof Oberlahnstein vorzuziehen? Beide Orte, Koblenz sowohl wie Oberlahnstein, hatten auch ihre alte mit dem deutschen Königtum engverbundene Geschichte. Was hatte Rhens dagegen aufzuweisen? Man sagt, daß Rhens so gelegen sei, daß der Schall eines Hifthorns von dort aus in dem Gebiet der vier Rheinischen Kurfürsten zu hören gewesen sei. Rhens selbst war kölnisch. Dicht nördlich schloß sich trierisches Gebiet an, gegenüber lag das mainzische Oberlahnstein und südlich, in nicht allzu großer Entfernung, kurpfälzisches Gebiet. Aber diese Erklärung genügt wohl nicht ganz, denn dieselbe Begründung hätte man auch für die Wahl Oberlahnsteins heranziehen können, auf dessen Feldern zu anderer Zeit auch schon die Kurfürsten zusammengekommen sind.

Man wird also in der Annahme nicht fehlgehen, wenn man in Rhens eine ältere Versammlungsstätte rheinischer Gaue vermutet, die als solche vielleicht so alt ist wie die germanische Landnahme in diesen Gegenden überhaupt. Daß die Urkunden kein Zeugnis über die ältere Vergangenheit des Königsstuhles bringen, will nichts besagen. Dies Schicksal teilt der Königsstuhl mit vielen anderen alten Thingstätten. Der Ort liegt für eine Zusammenkunft rechts- und linksrheinischer Gaue nicht unbequem. Er kann vom Mayengau, den Hunsrückgauen und dem rechtsrheinischen Engersgau und Unterlahngau gleichgut erreicht werden. Eine solche Verkehrslage, möglichst an dem Berührungspunkt mehrerer Gaue, ist ja allerdings auch Bedingung für unsere Annahme.

Es kommt nun weiter hinzu, daß man in alter Zeit außerordentlich hohen Wert darauf legte, einer Handlung durch Wahl des Ortes eine besondere Weihe zu geben. Die deutschen Könige mußten sich in Aachen krönen lassen, sie mußten die langobardische Königskrone sich in Monza aufs Haupt setzen, und Kaiser konnten sie nur in Rom werden. Sollte da die Wahl in Rhense nicht auch einen ehrwürdigen Klang wachrufen? Das Wort Königsstuhl selbst braucht allerdings mit einer Königswahl von Haus aus nichts zu tun zu haben. Mit Stuhl wird in Ortsnamen ein Richterstuhl bezeichnet, zum Beispiel Landstuhl, Dachstuhl, Rockenstuhl (der höchste Richterstuhl im alten Hessen). Ein Königsstuhl ist als Richterstuhl zu verstehen, der unter keinem anderen Herren als dem König selbst stand. So würden die Fehmstühle in Westfalen als Königsstühle bezeichnet werden können, da ihr Ansehen sich eben daher leitete, daß sie unmittelbar königliche Gerichte waren.

Was nun das Gebäude betrifft, das heute als Königsstuhl bezeichnet wird, so wird an ihm deutlich, daß es nicht für die Königswahl Heinrichs VII. errichtet sein kann. Die Ermordung König Albrechts fiel auf den 1. Mai, die Zusammenkunft der Fürsten in Rhens fand Ende Oktober statt. Selbst wenn Rhens als Zusammenkunftsort frühzeitig angesagt worden wäre, was wenig wahrscheinlich ist, so war die Zwischenzeit doch zu kurz, um in ihr einen Bau zu errichten, der eines Entwurfes und sorgfältiger Ausführung bedurfte. Die noch erhaltenen alten Steinhauerarbeiten sprechen gegen eine Ausführung des Baues in wenigen Monaten oder gar Wochen.

Danach müssen wir also schließen, daß der Königsstuhl für einen Dauerzweck zu anderer Zeit gebaut worden ist, und so bestätigt sich wohl die alte Nachricht, daß die rheinischen Fürsten hier seit alters zusammenzukommen pflegten, um wichtige Angelegenheiten zu beraten. Das besagt aber nichts anderes, als daß hier eine Thingstätte altgermanischen Rechtes war, eine freie königliche Thingstatt und damit neutraler Boden für die verschiedenen

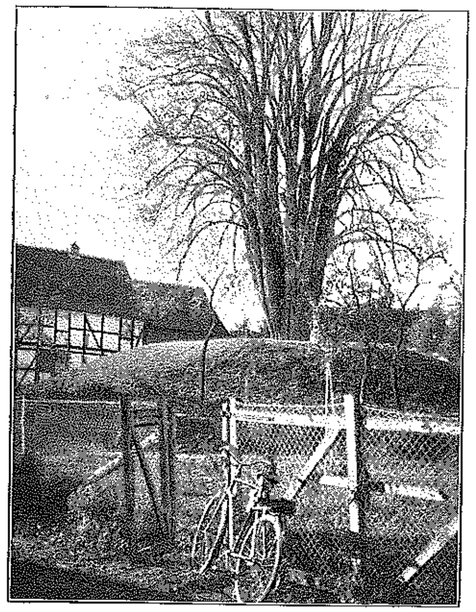
Fürsten und Lehnsleute der dauernd in Fehde miteinander stehenden Herrschaftsgebiete. Daß Rhens in Beziehung zum Erzbistum Köln stand, hat damit nichts zu tun, der Königsstuhl konnte trotzdem unabhängig sein.

Was den Bau selbst (s. Abb.) betrifft, so ist nebenbei bemerkenswert, daß er in seinem Grundriß den Achtstern verkörpert. Eine Säule in der Mitte und acht Stützen im Umkreis geben die heilige Neunzahl. Das wird kein Zufall, sondern bestimmt Absicht des mit dem Sinnbild vertrauten alten Architekten sein. Es ist ein heidnischer Bau, wie er sich für eine germanische Thingstatt geziemte.

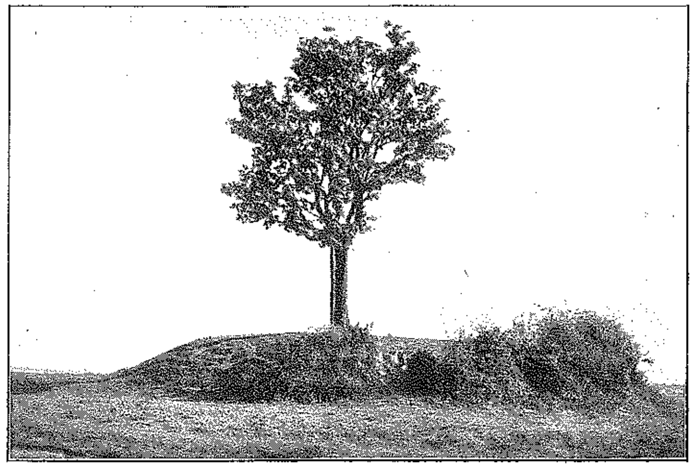
Gehen wir also von der ziemlich gesicherten Annahme aus, daß der Königsstuhl Zubehör einer Thingstatt war, so ist sein Gebrauchszweck klar. Alle Thingversammlungen waren öffentlich und fanden unter freiem Himmel statt, wenigstens noch zur Zeit Heinrichs VII. Aus diesem Grunde mußte auf jedem Thingfeld auch ein Ort sein, wo sich die Führer, Schöffen und dergleichen ungestört beraten konnten, wo sie anderseits aber den Augen der Menge sichtbar blieben und bei Verkündung ihrer Entscheidungen einen bequemen Standort hatten. Alles dies gewährte der Königsstuhl von Rhense und noch etwas mehr. Denn bei starkem Regen gewährte er sogar noch Schutz für die vornehmen Herren, die sich dann in seinen Unterbau zurückziehen konnten.

Im Grunde haben wir mithin in dem Königsstuhl zu Rhense nichts anderes vor uns als den üblichen Thinghügel in Stein übersetzt. Möglich ist, daß auch anderwärts derartige Umformungen des künstlichen Thinghügels stattgefunden haben. Daß uns eine Spur von dem Rhenser Bau überliefert ist, verdanken wir ja auch nur einem Zufall. Wer sucht, wird vielleicht auf Thingstätten höheren Ranges noch Fundamentreste finden.

Die Urform des Königsstuhles, der künstliche Thinghügel, ist durch alle germanischen Länder weithin verbreitet. Der Thinghügel war so sehr notwendiges und beherrschendes Zubehör der Thingstätten, daß diese ihren Namen vielfach nach dem Hügel bekamen. Im Nordischen sind die mit bakka, backen gebildeten Ortsnamen so zu erklären. In Deutschland stammen die meisten der unzähligen Ortsnamen, die mit beck und bach zusammengesetzt sind, ebendaher. Eine ältere Form ist Buck, das Stammwort unseres bekannten Buckel, Büchel, Bühel und Bühl. In unseren Wörterbüchern wird Buckel fälschlicherweise von dem lateinischen buccula hergeleitet, weil übersehen worden ist, daß die Form Buck tatsächlich im althochdeutschen Schrifttum überliefert ist. Sie kommt in der Übersetzung eines lateinischen Hymnus vor, in dem Christus mit Schildbuckel angeredet wird. „Randbuck minera Lanka" heißt es dort, Schildbuckel meiner Flanke. In seinem Aufsatz „Der Götterhain zu Emetzheim bei Weißenburg in Bayern" im Jahrgang 1935 der Zeitschrift „Germanien" erwähnt Burkhardt die Bezeichnung Buck noch als gebräuchlich für künstliche Hügel jener Gegend. Die Ortsnamen Raitenbuch und Schwarzenbuch bei Weißenburg i. Bay. sind daher nicht von Buch = Wald, sondern von Buck = Thinghügel herzuleiten. Raitenbuch ist Gerichtshügel (Rait — Gerait — Gericht). Die Umlautung von Buck in Böck, Beck, Peck und schließlich mit irrtümlicher Angleichung an Ach in Bach läßt sich in Süddeutschland schrittweise verfolgen. Ein Weistum aus der Saar-



Der „Tempel" in Mauderode

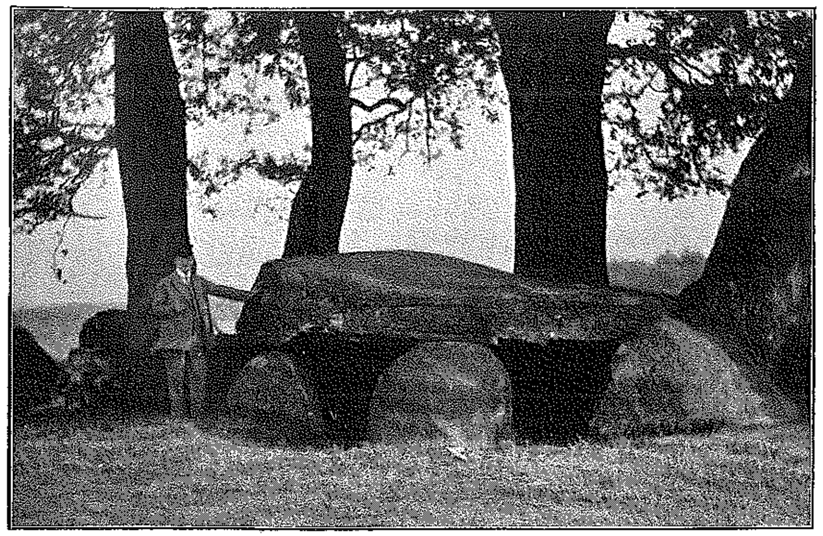


Thinghügel auf dem Steinberg bei Broitzem

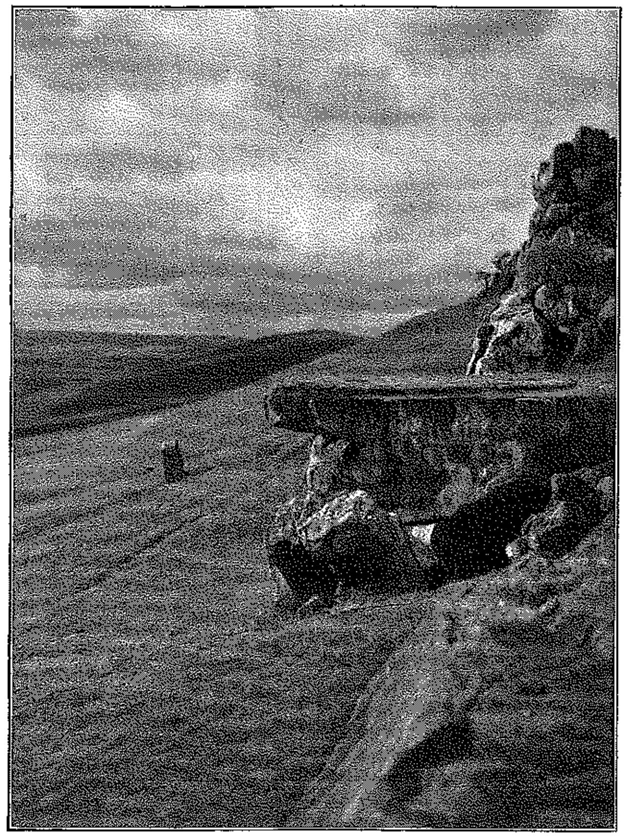
gegend vom Jahr 1451 in der Grimmschen Sammlung erwähnt einen alten auf der Höhe, nicht etwa am Fluß gelegenen Gerichtsplatz mit dem Flurnamen „uf dem Bech". Bei Südheim an der Leine wird ein Thinghügel als der Hillerssche Beck bezeichnet. (Hillerse ist der nächstgelegene Ort.) Zahlreiche andere Beweise für diese Herleitungen habe ich in meinem Buch „Das Geheimnis der Deutschen Ortsnamen" gegeben.

Häufige alte Bezeichnungen für den Thinghügel in Orts- und Flurnamen sind Bol, Poll, ferner Hoch, Hoh, Hoi, z. B. Hoya, Averhoi in Altsachsen. Der Thinghügel von Mauderode in der Grafschaft Hohenstein am Harz, dessen hier beigegebene Abbildung ich der Freundlichkeit des Herrn Rektor Winkler in Bad Sachsa verdanke, heißt im Volksmund „Tempel". Hier liegt wohl das Wort Timpen = Spitze zugrunde.

Die Errichtung eines Erdhügels für die Zwecke der Thingversammlung war nach der Bodenbeschaffenheit in den meisten Fällen das Gegebene. Man benutzte dazu auch gern alte Grabhügel von größerem Umfang, wie zum Beispiel einer der Grabhügel auf Sylt noch heute als Thinghügel bezeichnet wird (Denghoog). Der Gedanke liegt nahe, daß man-



Der „Opferstein" in der Ahlhorner Heide



Das Thingfeld bei den Mittelsteinen bei Warnstedt

chenorts eine über den Boden erhöhte große Steinplatte bei Ansprachen an die Thingversammlung benutzt wurde. Sogenannte Opfertische wie der in der Ahlhorner Heide (siehe Abb.) mögen dazu gedient haben. Vielleicht auch der Karlstein bei Osnabrück, dessen Lage am Hang für diesen Zweck recht geeignet erscheint. Der Opferstein in der Ahlhorner Heide könnte recht gut als Urform des Königsstuhls von Rhense angesehen werden.

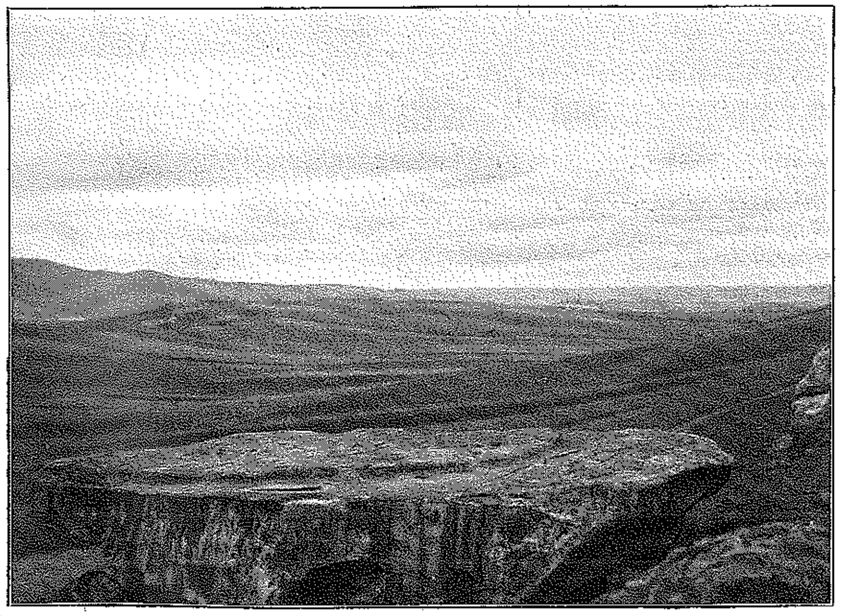
Bisweilen konnte das Thingfeld so gewählt werden, daß die Natur selbst in einem freiliegenden Felsen die Rednertribüne darbot, oder es bedurfte nur einer geringen Nachhilfe von Menschenhand, um den Zweck zu erreichen. Ein sehr schönes und beachtliches Beispiel hierfür sind die Mittelsteine bei Warnstedt, die E. Keil im Jahrgang 1929, Heft 3, von „Germanien" sehr gut beschrieben, aber in ihrer Bedeutung nicht ganz erkannt hat. Ich gebe hier eine Abbildung nach eigener Aufnahme, die die Zeichnung von Keil bestätigt.

Es handelt sich hier ganz offenbar um die Hauptthingstätte der Thoringe oder Angeln und Warnen. Der Name des nahen Warnstedt sagt schon genug. Die Heimat der Angeln und Warnen ist Schleswig. Nach der von Widukind von Corvey überlieferten Stammessage haben sie vorübergehend im Lande Hadeln gesessen. Nun versammelten sich die schleswigschen Landstände auf dem Warnhoi, die Hadelner auf dem Warningsacker, und hier haben wir Warnstedt, bei welchem Namen zu beachten ist, daß nach meinen Untersuchungen stedt nicht Wohnstätte, sondern Thingstätte bedeutet. Die Gleichung ist überraschend, wird aber sachlich durch die Örtlichkeit bestätigt. Das große Thingfeld gleicht fast genau dem Allthing auf Island. (Zu vergleichen die Abbildung und Karte in O. S. Reuters „Germanischer Himmelskunde".) Hier wie dort befindet sich das Thingfeld auf

der Südseite einer Felswand. Bei Warnstedt heißt sie jetzt Teufelsmauer. In beiden Fällen ist das Thingfeld selbst eine nach Süden zu geneigte, ziemlich stark abfallende Fläche, die von den Felsen aus vorzüglich übersehen werden kann. In der Mitte vor den Felsen, genau da, wo in Island der sogenannte Gesetzesfelsen war, liegt der hier abgebildete, künstlich hergerichtete Kanzelstein. Wie Keil schon hervorhob, ist kein Zweifel daran möglich, daß der gewaltige Steinblock mit Absicht und großer Mühe von seitwärts her an diese Stelle gebracht worden ist. Die Stelle, wo er aus dem anstehenden Felsen losgelöst ist, kann man deutlich erkennen. Es ist ausgeschlossen, daß der Fels aus der Teufelsmauer von selbst abgestürzt und an dieser Stelle zufällig liegen geblieben ist. Der Stein ist als Standort für den Redner geflissentlich hergerichtet.

O. S. Reuter macht darauf aufmerksam, daß die Thingstätten in der Nord-Süd-Richtung geortet waren. Auch hier ist dies der Fall. Die Thingversammlung blickt genau nach dem heiligen Norden, dem Sitz der Götter am Himmelspol. Auf der anderen Seite aber, genau dem Redner gegenüber, liegt der Hexentanzplatz und die Roßtrappe, vom Thingfeld nur durch das Tal der Bode getrennt. Beachten wir noch, daß der alte Herzogssitz Quedlinburg nur etwa acht Kilometer entfernt liegt, so dürfte der Beweis geschlossen sein, daß wir es hier mit einer der vergessenen Landesthingstätten des alten Germanien zu tun haben. Kaum bedarf es noch eines Hinweises auf den Namen Mittelsteine, der selbstverständlich aus niederdeutsch Medelsteine — Madalsteine verderbt worden ist. Der nachdenkliche und an dieser geweihten Stätte hoffentlich immer einsam bleibende Besucher kann sich dem überzeugenden Eindruck der Örtlichkeit nicht entziehen.

Zehntausende von Wanderern besteigen in jedem Jahr den Königsstuhl von Rhense, Hunderttausende lassen vom Hexentanzplatz und der Roßtrappe aus ihre Blicke über das alte Thingfeld zu ihren Füßen schweifen, wie wenigen aber ist es erst möglich, die Ehrfurcht, die hier nötig wäre, den Zeugen der Vergangenheit des eigenen Volkes gegenüber aufzubringen!



Das Thingfeld von Warnstedt

Eine Urkunde zum Weihnachtsbaum im Jahre 1184

Von J. O. Plaßmann

Man hat sich in der Volkskunde daran gewöhnt, das Alter des Weihnachtsbaumes von seiner ältesten urkundlichen Erwähnung an zu rechnen; nach dem alten Juristengrundsatz „Was nicht in den Akten, das ist nicht in der Welt“. Gegen diese Auffassung sind allerdings schwerwiegende Einwendungen vorgebracht worden; ich verweise nur auf die Aufsätze von Otto Huth und von Werner Köhler im Dezemberheft des letzten Jahrganges. Wenn der erstere auf das Weiterbestehen des Weihnachtsbaumes in den baltischen Städten hinwies, so konnte der letztere in dem Bilde vom Urbansritt eine bildliche Urkunde vorlegen, die zum mindesten den geschmückten Baum als eine Tatsache erweist, die schon vor der angeblichen ältesten Erwähnung des Weihnachtsbaumes im Elsaß liegt. Ich fand nun eine Urkunde, die noch sehr viel älter ist, als die genannten, und die zum mindesten von einem zum Weihnachtsfeste gebrauchten Baume in Zusammenhang mit einer Lichtfeier spricht. Merkwürdigerweise scheint sie bisher allen Volkskundlern entgangen zu sein; sie ist aber für die Geschichte unseres Weihnachtsfestes von so hoher Wichtigkeit, daß ich des Zusammenhanges wegen die ganze Urkunde anführen will.

In Nikolaus Kindlingers „Münsterischen Beiträgen zur Geschichte Deutschlands, hauptsächlich Westfalens“ (Münster 1790), einem für jene Zeit äußerst verdienstvollen Werke, ist auf Seite 209 ff. die Urkunde Nr. XXXIV. abgedruckt, in der Bischof Hermann II., ein geborener Graf Katzenellenbogen, einige Streitigkeiten zwischen dem Pfarrer zu Ahlen und dem Schulten des dortigen Bispinghofes (beschöflicher Hof) beilegt. Die Urkunde lautet in Urschrift:

„In nomine Sanctae et individuae Trinitatis. Herimannus Dei gratia Monasteriensis Episcopus secundus. Fidelium, qui ecclesias Dei fundaverunt, laudabilis & multum imitanda simplicitas varias et multiformes ordinavit observantias, quae ex perversitate succedentium de radice benignae institutionis jam degeneraverunt in ramos avarae exactionis. Unde oportet nos, qui processu temporis ex gratia Dei condendi & destruendi potestatem accepimus, bonas consuetudines in sua integritate observare, eas vero, quae ad gravamen ecclesiarum erumpunt, rationis pondere suffocare. Noverint itaque fideles tam moderni quam posteri, quod ecclesia de Ahlen & pastor ejusdem ecclesiae multas a Curti nostra, quae eidem Villae adjacet, importunitates hactenus sustinuerunt, ex eo videlicet, quod tribus anni vicibus, quibus parochiani fideles pro consolatione defunctorum suae devotionis hostiam dominico Altari solent imolare, praefatae Curtis villicus ex eisdem oblationibus decem panes cum totidem obsoniis & amphoram cerevisiae sibi usurpare solebat: Ecclesia vero ex consuetudine mutuae vicissitudinis antiquitus propagata, dum avenae et siliginis in Curti nostra messis esset, sibi quotidie fasciculum sub eadem Curti nostra deberi, & arborem in Nativitate Domini ad festivum ignem suum adducendam esse dicebat. Cujus exactionis debitum hinc inde pro amore & reverentia Dei jam dictae ecclesiae ejusque pastori nostra authoritate perpetua absolutione remittimus; statuentes tantum & confirmantes, ut pecora ad dotatum Domum pertinentia, si in agris pascualibus saepedictae Curtis transitum vel etiam pastum necessarium habuerint, nulla incommoditate graventur. Quicumque ergo contra hanc nostrae pietatis distributionem aliquid moliri praesumpserit, sciat se authoritate Dei ac nostra excommunicationis sententia usque ad satisfactionem perpetuo subjacere. Acta sunt haec anno dominicae Incarnationis M°. C°. LXXX° IIII°. regnante Friderico Romanorum Imperatore glorioso.

Das heißt auf Deutsch:

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Hermann der Zweite, von Gottes Gnaden Bischof von Münster. Die löbliche und höchst nachahmenswerte Einfalt der

Gläubigen, welche die Kirchen gegründet haben, hat mancherlei und vielfältige Verpflichtungen auferlegt, die aus der Verderbnis der Nachfolger von der Wurzel einer wohltätigen Einrichtung in Zweige des habsüchtigen Forderns entartet sind. Daher müssen wir, die wir von Gottes Güte Gewalt erhalten haben, dem Fortgang der Zeit gemäß zu gründen und zu zerstören, die guten Gewohnheiten in ihrer Reinheit beobachten, diejenigen aber, die sich zu einer Belastung der Kirchen auswachsen, durch das Gewicht der Vernunft ersticken. Es sollen also alle Gläubigen, die heutigen wie die späterkommenden, wissen, daß die Kirche zu Ahlen und der Pfarrer derselben Kirche bislang viel Ungemach von unserem Hofe, der bei jener Ortschaft liegt, ertragen haben; nämlich daher, daß an drei Jahreswenden, an denen die Pfarrgläubigen zum Troste der Verstorbenen dem Altare des Herrn eine Gabe ihrer Frömmigkeit zu weihen pflegen, der Schulte des genannten Hofes von diesen Opfergaben zehn Brote und ebensoviel Stücke Zukost, wie auch einen Krug Bier sich anzueignen pflegte: die Kirche aber behauptete, es stehe ihr auf Grund der von alters verbreiteten Gewöhnung gegenseitigen Austausches, wenn auf unserem Hofe Hafer- und Roggenernte sei, täglich eine Garbe auf diesem unserem Hofe zu, *und außerdem müsse bei der Geburt des Herrn (Weihnachten) zu ihrem Festfeuer ein Baum geliefert werden.* Die Verpflichtung zu dieser Forderung erlassen wir aus unserer Machtvollkommenheit um Gottes Liebe und Ehre der genannten Kirche und ihrem Pfarrer durch immerwährende Befreiung; indem wir lediglich verordnen und festsetzen, daß das dem beschenkten Hause (Kirche) gehörende Vieh, wenn es auf den Weiden des mehrfach genannten Hofes Durchgang oder auch notwendige Weide findet, durch kein Ungemach beschwert werde. Wer sich demnach herausnehmen wollte, gegen diese Verteilung unserer Gnade etwas ins Werk zu setzen, der wisse, daß er beständig bis zur Wiedergutmachung durch Gottes Machtvollkommenheit und unseren Bannspruch unterliegen wird. Verhandelt ist dies im Jahre 1184 der Fleischwerdung unseres Herrn unter der Regierung Friedrichs, des ruhmreichen Kaisers der Römer.“

Was hier im blumigen Kurialstil als Gegenstand eines Streites und eines zeitgemäßen Urteils dargestellt wird, das gibt einen höchst lebendigen Einblick in frühe deutsche Rechtsgewohnheiten, die nur durch das Eindringen eines fremden Elementes sehr verwickelt geworden zu sein scheinen. Für uns ist zunächst die Erwähnung des Baumes wichtig, der zu Weihnachten von dem Schulten des bischöflichen Hofes an die Kirche und ihren Pfarrer zu liefern ist. Wozu hat der Baum gedient? Die Wendung „ad festivum ignem suum“ gibt nicht ohne weiteres ein klares Bild. Übersetzen wir: „zu seinem (des Pfarrers) festlichen Feuer“, so erscheint es zunächst so, als ob der Baum beim Festfeuer verbrannt worden wäre. Wir hätten also hier den (meines Wissens bisher nicht, oder wenigstens nicht mit dieser Deutlichkeit belegten) Brauch des Wintersonnenwendfeuers, ausgeführt von dem Pfarrer der Kirche. „Festivus ignis“ braucht aber keineswegs diese Bedeutung zu haben; es kann ebensogut heißen „Feuerfest“, was auch im Sinne eines Lichtfestes gedeutet werden kann. Wenn ferner für dieses Fest ein ganzer Baum geliefert werden soll, so wird er doch schwerlich nur als Brennstoff gedient haben; dann wäre es ja viel sinnvoller, eine bestimmte Menge, etwa ein Klafter Holz festzusetzen. Es ist durchaus denkbar, daß es sich um „einen Baum zum Lichtfest“ handelte, und daß wir hier wirklich das älteste Zeugnis für unsern Weihnachtsbaum haben — weit älter, als irgendein anderer Beleg. Daß ein „Feuerfest“ in dieser Weise mit einem Baume in Verbindung steht, zeigt uns noch das von Werner Köhler im Dezemberheft 1936 gebrachte Bild, das den elsässischen Nikolaus mit dem Feuertiegel auf dem Kopfe und dem Bäumchen in der Hand darstellt. Grundsätzlich ist übrigens dieser Feuertiegel dasselbe, wie die Lichterkrone der schwedischen „Luzia“. Andernfalls kann man auch daran denken, daß der Baum als Ganzes abgebrannt wurde, etwa wie die „Funkenhexe“ in Süddeutschland, und daß dann der Stamm als „Julblock“ übrig blieb. Sicher war es ja ein „wintergrüner Baum“, also eine Tanne oder Eibe; so

könnten sogar die beiden Zeilen des bekannten Runenreimes einen inneren Zusammenhang haben:

Yr er vetrgrönstr vida, Vant er, er brennr, at svida —
„Eibe ist der wintergrünste Baum, es pflegt, wenn es brennt, zu sengen."

Wenn gerade der **Pfarrer** hier diesen zweifellos uralten Brauch ausübt, so kann uns das in dieser Zeit nicht verwundern. Denn gerade jetzt geht die Kirche dazu über, ihre Taktik zu ändern und einen früher bekämpften „heidnischen" Volksbrauch für sich zu usurpieren. Und für das hohe Alter all der damit zusammenhängenden Rechtsgewohnheiten spricht der übrige Inhalt der Urkunde; in der Urkunde selbst wird er ja eine „consuetudo antiquitus propagata", eine von alters verbreitete Gewohnheit genannt. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist das folgende: In Ahlen (einer Stadt im Münsterlande) haben der bischöfliche Hof, also ein im Besitze des Bischofs von Münster befindlicher großer Bauernhof, und die Kirche, vertreten durch den Pfarrer, eine Anzahl alter, wechselseitiger Rechte und Verpflichtungen. Der Hof hat der Pfarre während der Hafer- und Roggenernte täglich eine Garbe (fasciculus) zu liefern, außerdem zu Weihnachten einen Baum. Das Recht des Hofes ist weit merkwürdiger: der Schulte (Schultheiß) darf sich von den Opfergaben, die zu den drei Jahreswenden (Ostern, Pfingsten und Weihnachten?) in der Kirche zum Troste der armen Seelen gestiftet werden, einen erklecklichen Anteil nehmen, nämlich zehn Brote (das dürften mindestens zwanzigpfündige westfälische Pumpernickel sein), ebensoviel „obsonia", das ist Zukost, insbesondere Fisch und Gemüse, und endlich ein Gefäß mit Bier, das wohl dem sechs Liter fassenden „Bullenkopp" entsprechen dürfte.

Daß diese Gaben an den drei Jahreswenden den Toten geweiht werden, erweist ihr hohes Alter; denn sie kennzeichnen sich dadurch ausdrücklich als etwas anderes, denn die üblichen Lebensmittelabgaben an Kirchen und Klöster. Wenn wir insbesondere die Gegengabe, einen Baum zum Festfeuer am Julfeste, in Betracht ziehen, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß es sich hier um eine Art von Gaben handelt, deren Ursprung in jenen Zeiten liegt, da noch kein Bischof in Mimigerneford (Münster) saß, sondern die Brukter dort und in Ahlen auf ihre Weise der Gottheit dienten. Denn es ist längst nachgewiesen, daß sich die geistlichen Gewalten gerade dort einnisteten, wo ein altes heidnisches Heiligtum war. Für Mimigerneford ist das aus dem Namen und aus Grabungsbefunden längst nachgewiesen; für Ahlen ist es fast sicher, denn man leitet den Namen mit Recht von altsächsisch „Alahun" her, das heißt „Heiligtümer". Der geschichtliche Hergang war nun der: der Bischof nahm nach der Besitzergreifung mit dem Heiligtum auch den zugehörigen Hof in Besitz, der vorher dem Heiligtumswalter gehört haben mochte und wahrscheinlich den Rang eines Oberhofes hatte; in Münster wie in Ahlen hieß dieser Hof nach dem Bischof der „Bispinghof" (Bischopinghof); der Vasall des Bischofs (Bischoping) ist der „Villicus" (Schulte, Schultheiß), der für den Bischof den Hof zu verwalten hat, dessen Einkünfte der bischöflichen Hofhaltung dienen. Nun haben zwischen diesem Oberhof und dem zugehörigen Heiligtum schon früher Wechselbeziehungen bestanden: an den drei germanischen Jahresfesten (Ostern, herbstliches Totenfest und Julfest?) werden im Heiligtum der „Minne" der Toten Gaben geweiht, nämlich Brot und Bier, was ja das eigentliche Kultgetränk der Germanen war. Der Heiligtumswärter (Alahward), der Besitzer des zugehörigen Hofes ist, nimmt von diesen Gaben einen Teil für sich, gewissermaßen als „Kirchensteuer"; der bezeichnende Unterschied von der römisch-kirchlichen Methode ist freilich der, daß hier nur eine ganz bestimmte Menge von Speisen genommen wird, nicht mechanische Prozente, wie es bei dem römisch-kirchlichen Zehnten war. Der Wehrfester (Hofbesitzer) hatte dafür dem Heiligtum eine Gegengabe zu leisten, die, abgesehen von den bestimmt begrenzten Garben zur Erntezeit, unmittelbar einer Feier beim Heiligtum diente: nämlich einen Baum zum festlichen Feuer an Weihnachten. Nur so ist der Austausch ausgesprochener Kultgaben verständlich.

Es ist ja längst von der Wissenschaft anerkannt, daß bestimmte Abgaben an die Kirchen oft auf die entsprechenden Opfergaben an ihre heidnischen Vorläufer zurückgehen. Das allein macht in diesem Falle den sonderbaren Vorgang verständlich, daß zwei Stellen, die beide der Kirche gehören, nämlich dem Bischof von Münster, auf Grund uralter Gewohnheit sich gegenseitig Abgaben zu entrichten haben. In heidnischer Zeit war dieser Widersinn nicht vorhanden: damals war der Wehrfester, der Besitzer des Hofes, mit dem Alahward, dem Betreuer des zugehörigen Heiligtums identisch; es handelte sich nur um einen Austausch der Gaben vom Hof zum Heiligtum und umgekehrt. Bischof Hermann hatte im übrigen recht, wenn er im Jahre 1184, also etwa 400 Jahre nach der Gleichschaltung, diese Gewohnheit als überaltert hinstellte. Er wird freilich selbst kaum mehr gewußt haben, woher die Gewohnheit eigentlich stammte. Denn als die Gleichschaltung kam, da wurde, vielleicht nach Vertreibung oder Tötung des Besitzers und Weihwartes, der Hof Besitz des Bischofs; der „Alach" aber wurde zu einem Kirchlein umgebaut und mit einem Pfarrer besetzt. An der „Front", in unmittelbarer Berührung mit den Bauern, konnte man gewiß nur dann wirkliche „Bekehrungserfolge" erzielen, wenn man den Übergang möglichst schonend gestaltete. Man nahm in der Kirche weiterhin die Gaben entgegen, die der Germane einst der Minne seiner Toten geweiht hatte, und münzte sie auf die „armen Seelen" um; und der bischöfliche Schulte wird schon aufgepaßt haben, daß er von diesen Gaben seinen Anteil kriegte. Er stiftete dafür gerne seine täglichen Erntegarben und seinen Weihnachtsbaum; denn bei der durch die Kirche gesteigerten Opferfreudigkeit und auch bei der steigenden Zahl der Bauern war der reale Vorteil zunehmend auf seiner Seite. Wer die Zähigkeit und Dauerhaftigkeit bäuerlicher Gepflogenheiten kennt, der wird es ohne weiteres für möglich halten, daß sich ein solcher Brauch 400 Jahre und länger gehalten hat, zumal in damaliger Zeit. Daß dies dem armen Pfarrer schließlich zuviel wurde und er hilfesuchend zum Bischof lief, kann man ihm nicht verargen; und Hermann war denn auch gerecht genug, seinen geistlichen Vertreter dem weltlichen Vertreter gegenüber zu rechtfertigen.

Uns aber hat dieser Streit zwischen „Papst und Kaiser auf dem Dorfe" zur Zeit des Kaisers Rotbart eine unschätzbare Nachricht zuteil werden lassen, die unsere enge Verbundenheit mit den Ahnen über weite Zeiträume hin sichtbar werden läßt.

Das Näherrücken ferner Vergangenheit:
Die Zeit als Erlebnisreihe von „Groß-Generationen".

Von Prof. Dr. phil., Dr. ing. h. c. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M.

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben".
Goethe.

Die geschichtliche Erforschung des deutschen Ahnenerbes aus ferner Vergangenheit ist dank dem Führer heute eine Angelegenheit des ganzen Volkes geworden. Sie ist nicht mehr eine Angelegenheit der Wissenschaft allein. Das **Herz des Volkes** schlägt kräftig mit bei dem Streben der nationalsozialistischen Führung und der wahrheitsuchenden Wissenschaft, das glanzvolle Ahnenerbe aus dem Schutt der Jahrtausende, aus dem Nebel kirchlicher Zwecküberlieferungen wahrheitsgetreu in lebendiger Vorstellung wiedererstehen zu lassen. Gegenwartsmächtig, entsprechend der **heroischen** Weltauffassung aus dem gewaltigen Erlebnis des Weltkriegs und des unerhörten Wiederaufstiegs, und richtunggebend dringt das große Ahnenerbe nun ins Herz des Volkes.

Aus diesem neuen teilnehmenden Verständnis im Volk für die nationale geschichtliche Forschung, aus dem Verständnis für „Blut und Boden" (zur naturwissenschaftlichen rassebiologischen Wahrheit geworden), aus dem Verständnis für „Rasse und Blutverbundenheit", für „Familie — Sippe — Volk", für „Wahrheit und Vaterland und Einzigartigkeit[1] der deutschen Heimat" erwachsen der geschichtlichen Forschung aus dem Volk heraus wertvolle Helfer und werden immer mehr Helfer erwachsen. Je inniger diese volkstümliche kameradschaftliche Verbundenheit zwischen Forschern und Helfern aus dem Volk ist, desto größer wird im Sinne der nationalsozialistischen Weltauffassung der Schwung und der Erfolg der geschichtlichen nordischen Wiedergeburt, der Reformation aus Blut und Boden sein. Um so mehr wird die ungeheure Bedeutung der deutschen Vorgeschichte und der deutschen Geschichte nach der Zeitwende für unser Volk von ihm selbst erkannt: Die Besinnung auf deutsches Ahnenerbe macht endgültig frei von mehr als tausendjähriger hierarchisch-zweckdienlicher Erziehung im Sinne artfremden Minderwertigkeitsgefühls![2]

Diese überragende Bedeutung des Erwachtseins der seelischen Kräfte aus unserer Vergangenheit rechtfertigt die Frage: Können weitere produktive seelische Kräfte, gewissermaßen „Imponderabilien", wie sie bei allem produktiven „Finden und Erfinden" auf technischen und allen geistigen Gebieten eine bedingende Rolle für den Fortschritt spielen[3], erschlossen werden? Erschlossen werden sowohl zum Nutzen für die Geschichtsforscher selbst als auch insbesondere für ihre verständnisvollen Helfer aus dem Volk. Diese Frage ist nach Ansicht des Verf. unbedingt zu bejahen. Verf. glaubt dies sowohl aus der vieljahrzehntelangen Erfahrung in erfinderischen, technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Dingen folgern zu müssen, als auch insbesondere an dem Beispiel eigener jahrzehntelanger geschichtlicher Betrachtungsweise (insbesondere auf vielen Auslandreisen in alle „geschichtlichen" Länder) gezeigt zu haben, und zwar 1935 in der Zeitschrift der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft „Natur und Volk" 65. S. 211—217 in einem Aufsatz: „Das Naherücken ferner Vergangenheit: Die Zeit als Erlebnisreihe von Großgenerationen".

Die dort zum Ausdruck gebrachte Vorstellungsweise soll von der erdrückenden Anzahl der Einzel-Jahre im Ablauf der Zeiten aus fernliegender Vergangenheit freimachen, insbesondere den geschichtlich interessierten Laien. Freimachen von der Vorstellung „das ist ja alles so ferne und lange her, daß es für uns doch unverständlich und deshalb bedeutungslos ist", und zwar dadurch freimachen, daß der Zeitbegriff um das mehr als hundertfache nahegerückt, gewissermaßen dadurch verkürzt wird, daß man sich eine Umdeutung der Zeit in erlebte Überlieferungsabschnitte von Großgeneration (Großvater- bis Enkel-Erleben und -Überlieferung) zu eigen macht. Die Zeit, auf diese Weise gewissermaßen als biologisch-geschichtliche Erlebnis-Überlieferungsreihe gesehen, ist dadurch erfüllt von den damaligen lebendigen Trägern und Überträgern dieser Zeit. Die Vergangenheit „von vor 3000 Jahren" im Goethe-Wort eingangs liegt einem dann nicht mehr fern und ohne Interesse, sondern durch nur 20—30 Großgenerationen ausgefüllt, sehr nahe.

[1] Wer die meisten Länder der Erde geschaut, wer also gewissermaßen „hinter die Kulissen" gesehen hat, kann — auch nach Abzug des Moments der „Heimatliebe" — objektiv nur zu der Überzeugung von der Einzigartigkeit der germanischen und damit auch der deutschen Landschaft im betonten Wechsel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter kommen. Diese Landschaft im so betonten Wechsel der vier Jahreszeiten mußte den germanischen Menschen aus dem primitiven hellfarbigen Erbgut in seinen körperlichen und seelischen Eigenschaften entstehen und bestehen lassen.

[2] Wie es in dem Begriff vom „sünden- und schuldbeladenen Menschen von Geburt an" zum Ausdruck kommt. Und auch zum Ausdruck kommt in dem erbärmlichen Wort, das man nur in Deutschland kannte für das, was nicht viel taugt, weil es aus der eigenen Heimat stammt: „Es ist nicht weit her."

[3] Siehe den Schlußteil in „Industrielle Chemie und ihre Bedeutung im Weltbild" (A. Schmidt), 1934. (Verl. de Gruyter.) S. 762.

Inzwischen hat diese Verkürzung oder vielmehr dies Lebendigmachen des Zeitbegriffs vielfach Zustimmung (auch von der Erdgeschichte aus) gefunden. Deshalb und weil das „Deutsche Ahnenerbe" mit der „Pflegstätte für Germanenkunde" in volksverbundener Weise Wert auf die Mitwirkung von Helfern aus dem Volk legen, sollen die folgenden Ausführungen in „Natur und Volk" näher kennzeichnen, wie es gemeint ist und insbesondere, wie sehr diese Umdeutung produktiv sein kann:

Die Geschichte wird von je in „Jahre" eingeteilt; denn der jährliche Erdumlauf um die lebenspendende Sonne lenkt das Geschick des Menschengeschlechts. Bei der Kürze eines

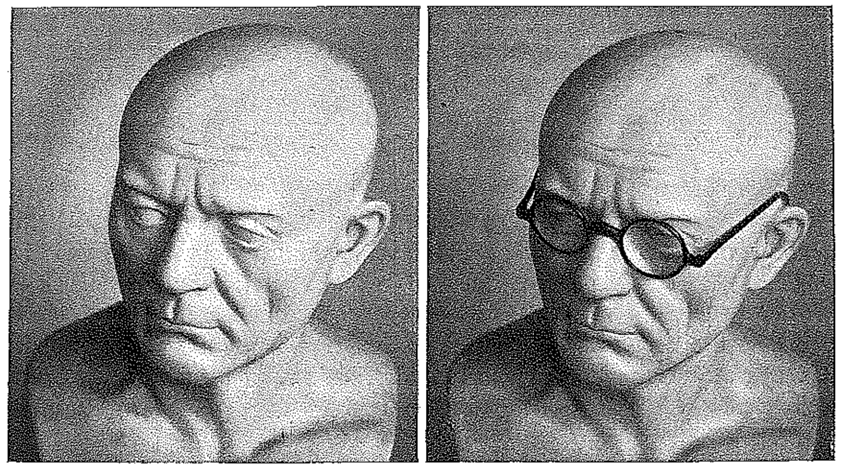


Abb. 1. Scipio Africanus. Marmorkopie der Bronzebüste in Neapel. Diese Büste eines Mannes vor 2000 Jahren könnte in jeder Aula in der Reihe heute lebender geistvoller Menschen stehen. — Abb. 2. Geradezu zum Typus eines „modernen" Menschen wird diese Plastik des Altertums, wenn der Büste das heutig Attribut der Gelehrsamkeit, die Brille, aufgesetzt wird.

(Abb. 1—3 aus der Zeitschrift „Natur und Volk" des Natur-Museums Senckenberg)

Jahres rückt uns aber diese Einteilung die Vorzeit in Fernen, die viel weiter scheinen, als sie — biologisch gesehen — sind. Wie fern scheint uns die Römerzeit in Deutschland (vor 2000 Jahren) zu liegen oder die germanische Vorzeit (vor z. B. 4000 Jahren), die altägyptische vor 6000 Jahren, die Zeit der Vulkan-Ausbrüche, die die Eifel-Menschen vor vielleicht 6—7000 Jahren erlebten, oder gar die ältere Steinzeit. Wir denken leicht: Was kann die Zeit, zu der ein Armin gegen die Römer gekämpft hat oder ein Widukind seinen deutschen Volkskrieg geführt hat, was können so erntfernte Zeiten uns denn noch an lebendigen Werten geben? Uns, die wir es in Technik und Wissenschaft in scheinbar ungeheuren Zeiträumen so herrlich weit gebracht haben, daß wir uns den Menschen dieser vergangenen Zeiträume als weit überlegen fühlen.

Wir bedenken oft nicht: Der Mensch ist innerhalb der uns bekannten oder geahnten, scheinbar so langen Geschichtsräume derselbe geblieben. Die äußeren Formen, in denen er lebt, haben sich geändert, aber ihn nicht gewandelt. Trotz Fliegenkönnen, trotz Rundfunk. Ich pflege meinen Freunden das handgreiflich zu zeigen: Eine gute Büste des vor über 2000 Jahren lebenden Scipio Africanus, der — gegen seine Neigung — zwar Karthago zerstören mußte, im übrigen ein „Mensch" im besten Sinne war, für Kunst, Wissenschaft, alles Edle begeistert, zeigt durchaus das Antlitz eines hochstehenden Menschen der Jetztzeit, eines Gelehrten (Abb. 1, 2).

Die Menschen weit zurückliegender Jahrtausende stehen uns in Wirklichkeit viel näher, als wir in mangelnder Erkenntnis und Überhebung glauben. Die herrlichen Worte unseres Führers über die uralten Menschheitswerte, die im ewigen, alles überdauernden Blut, in der ewigen Zelle „dauernder als Erz" verwurzelt sind, das Zurückfinden des deutschen Volkes durch ihn zu diesen alten Eigen-Werten, ohne wirklich wertvolle neu hinzugekommene Werte aufzugeben, sie sind ja nichts anderes als der Ausdruck: Im Grunde bleibt der Mensch, was er war. Er ist es in der Spanne der kurzen uns bekannten Geschichte geblieben. Die heutigen Errungenschaften sind Äußerlichkeiten und Annehmlichkeiten (oft auch Unannehmlichkeiten), sie gehören nicht zum Wesen des Menschen. Dies beweist schon, daß das japanische Volk aus dem Zustand völlig andersartiger und für unsere Begriffe damals „unzivilisierter" Lebensformen sich die „technische Kulturhöhe" in noch nicht 60 (!) Jahren hat aneignen können! Zum Wesen des Menschen kann also die äußere, wenn auch noch so verwickelte Form nicht gehören, wenn ein Volk sie sich so rasch und so vollkommen zu eigen machen kann.

Die Geschichte in Abschnitten von „Groß-Generationen"

Ganz anders, und viel menschheitsverbundener treten uns aber auch entfernte Zeiträume entgegen, wenn wir uns ihre Geschichte nicht in den kurzen Abschnitten der „Jahre" vergegenwärtigen, sondern in den natürlichen Abschnitten der „mündlichen Überlieferung" vom Großvater zum Enkel. In solchen „Groß-Generationen"[1] gesehen, rückt die Vergangenheit um das 100- bis 130fache näher.

„Die Überlieferung" hat sich oft dauernder als Erz und Stein erwiesen, daher ist die Einheit der mündlichen Überlieferung ein Begriff, der uns den wirklichen, natürlich-menschlichen Abstand der anscheinend so weit zurückliegenden Zeiten erschließt.

Was der Großvater erlebt, wie er seine Zeit erlebt hat, wird er dem Sohne und dem Enkel (selten auch noch dem Urenkel) schildern. Der Enkel wiederum erlebt seine eigene Zeit und überblickt somit insgesamt den Zeitraum von 130 Jahren (z. B. im Falle des Verfassers bislang über 140 Jahre) blutsverwandten Erlebens.

„Denkt" man in Abschnitten solcher mündlicher Überlieferungen innerhalb von „Groß-Generationen", wie schrumpfen dann die Zeiträume ein! Wie verschwinden die scheinbar tiefen Kluften zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wieviel näher fühlt sich der gegenwärtige Mensch naturhaft blutmäßig dem Menschen fernster Vergangenheit verbunden, um so mehr dann, wenn eigener Heimatboden und die Naturverbundenheit zugleich von „Blut und Boden" das vergangene Geschehen deutlicher und lebendiger machen!

Nur 9 solcher „Groß-Generationen" (bei Annahme von 130 Jahren) füllen die rund 1100 Jahre bis gegen die Zeit Kaiser Karls aus. Nur etwa 15 Groß-Generationen die fast 2000 Jahre zurück bis Cäsar und damit etwa zur ersten schriftdeutlich gewordenen germanischen Vorzeit. Nur etwa 40 Groß-Generationen erfüllen die etwa 5000 Jahre bis zurück zum Pyramidenbau oder noch weniger Groß-Generationen bis zurück zur nordischen Steinzeit. Wie beleben sich durch solche Vorstellung z. B. die zahlreichen Hünengräber im Frankfurter Wald! Um wieviel lebendiger und eindrucksvoller gerade in der heutigen deutschen Zeit wird das Bewußtsein, wie — blutmäßig gefühlt — wir von unseren Vorfahren in Besonderheiten und Eigenarten abhängig sind und es im Hinblick auf — biologisch gefühlt — so kurze Zeiträume ja auch sein müssen. Die Vergangenheit wird in diesem Sinne als Lehrmeisterin um so eindringlicher und lebendiger. Unsinnig,

[1] Diesen treffenden Ausdruck hat dem Verfasser der Leiter der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Prof. R. Richter, vorgeschlagen.

völlig naturfremd muß uns schon dadurch das früher systematisch anerzogene Minderwertigkeitsgefühl vom germanischen „Barbarentum" erscheinen. Wenn diese künstlichen, übergeworfenen Netze heute immer mehr fallen, so danken wir dies den Erforschern der germanischen Vorzeit, vornehmlich aber dem Genius unseres Führers, der wie kein anderer vor ihm die Stimmen des Blutes erkannte und dem Volk zum Bewußtsein brachte.

Es braucht kaum betont zu werden: Der Verfasser denkt selbstverständlich nicht daran, daß man Geschichte statt nach „Jahren" nach „Groß-Generationen" lehren oder lernen soll. Aber etwas anderes ist es, wenn es sich um das tiefere Verständnis einer längst vergangenen Epoche und um das Hineinversetzen in diese handelt. Denn schon allein aus diesem Verständnis heraus müssen neue Anregungen erwachsen, wie etwa aus einer, wenn auch nur teilweise begründeten, naturwissenschaftlichen Arbeitshypothese heraus. Ähnliches hat Verfasser in seiner langen, naturwissenschaftlichen und industriellen Laufbahn in analogen Fällen vielfältig erlebt und mit Erfolg technisch benutzt.

Um den inneren Wert solcher Vorstellung zu erweisen, wie es die Einteilung in Groß-Generationen ist, muß auch die Frage beantwortet werden, was gibt uns die „mündliche Überlieferung" überhaupt? Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier erweisen zu wollen, wie oft mündliche Überlieferung die Archäologie auf die richtigen Wege geleitet, dem Spaten die Richtung gegeben hat. Zu betonen ist aber: Was der Geschichtsforschung nützt, muß auch für die allgemeine geschichtliche Vorstellung von lebendigem Wert sein. Damit rückt die „Überlieferung" als solche in das allgemeine biologisch-geschichtliche Licht. Träger sind die einzelnen aneinandergereihten Generationen, die gelebt und mit an ihrer Geschichte gewirkt haben. Träger der Überlieferung wird damit auch die „Groß-Generation". Wer also den hohen Wert der mündlichen Tradition als solcher anerkennt, muß auch den Wert der „Überlieferung durch Groß-Generationen" anerkennen und damit auch einer Einteilung langer Zeitabschnitte in Groß-Generations-Abschnitte.

Beides: Achtung vor der „mündlichen Überlieferung" und „Denken in Groß-Generationen" haben die gleiche Wurzel. Das Einleben in eine Zeit[1], das Zurückversetzen in eine nur scheinbar weite, in Wirklichkeit so nahe Vergangenheit, wird durch solche Vorstellung gewissermaßen biologisch vermittelt[1]. Zweifellos hat die Vorstellung in Groß-Generationen größeren psychologischen Wert als die Vorstellung in „Erdumläufen", in trockenen „Jahreszahlen". Man denke auch daran, wie eine „Familiengeschichte" erst dann wirklich lebt und Bedeutung erst dann für die gegenwärtigen Familienmitglieder gewinnt, wenn man weiß, welche Geschichte die eigenen vorgängigen Generationen mitgeschaffen oder mitgetragen haben, unter welchen geschichtlichen Verhältnissen sie gelebt haben, wie es mit Land und Leuten um sie ausgesehen hat!

So nimmt man aus dem biologischen Denken heraus die mündliche Überlieferung selber ernster und nützt somit der Forschung. Zugleich eröffnen sich Vorstellungen und Anregungen, die man sonst niemals gehabt haben würde.

Ein Beispiel aus eigenem Erleben: Nur veranlaßt durch Vorstellungen zuvor gekennzeichneter Art gelang es Verf. vor einigen Jahren, die Entstehung des bisher rätselhaft gebliebenen „Schlackenwalls" an der keltisch-germanischen Fliehburg auf dem Donnersberg chemisch aufzuklären[2]. Wie aber war Verf. überhaupt darauf gekommen? Lediglich aus dem Grunde: Der Zeitraum vor etwa 3000 Jahren war in seiner Vorstellung nicht eine Aneinanderreihung von vielen aufeinanderfolgenden, toten Einzeljahren und abstrakten Zahlen, sondern ein Zeitraum, ausgefüllt mit

[1] Darin liegt ja die große Kunst der großen Geschichtsschreiber wie Mommsen und der geschichtsschreibenden Künstler wie Felix Dahn, Birt usw.

[2] Pfälz. Museum, 50. Jahrgang — Pfälz. Heimatkunde, 29, 1933, H. 1—4.

nur einigen 20 Groß-Generationen „seiner" pfälzischen Vorfahren in ihrem Heimatland! Ganz zwangsläufig mußte sich der Gedanke einstellen: Die damaligen keltisch-germanischen Leute, die den riesigen 6 km langen Steinwall, die Fliehburg für so viele Volksgenossen aus den weiten Ebenen, auf dem Donnersberg gebaut haben, können doch nicht so verschieden von den heutigen, nur zwanzig Großgenerationen später lebenden Menschen gewesen sein, sie waren nicht rohe Barbaren. Nun folgt wie ein chemischer Reaktionsverlauf[1] die sich von selber einstellende Gedankenfolge:

Was würde ein Heerführer der damaligen wie auch heutigen Zeit da oben auf dem riesigen Ringwall „militärisch" zuerst getan haben? Was würde er getan haben, um in der ungeheuren, weithin sichtbaren Ebene die zwischen Donnersberg, Odenwald, Taunus und dem Rheinischen Gebirge wohnenden Volksgenossen stets in der Hand zu behalten? Genau dasselbe, was im Weltkrieg jeder Führer tat: Signalgebung auf weite Ferne. Wie möglich? und an welcher Stelle? Nur mit „Reisigfeuer"; der Schlackenwall kann also nicht, wie seither angenommen wurde, eine verbrannte Mauer („murus gallicius') mit dicken Balken gewesen sein, die niemals eine rasche Verglasung geben; auch keine Metallschlacke aus metallurgischen Werkstellen herrührend. Was sagt das chemische Experiment dazu? Aus dieser Gedankenreihe folgt dann zwangsläufig der entscheidende Versuch: der dortige Porphyr verglast nur im Reisigfeuer, das höchste Hitzegrade erzeugt, niemals im Balkenfeuer eines „murus gallicius", zu den eigenartigen, nur fälschlich als „Schlacken" bezeichneten Stücken des Schlackenwalls. Erstaunlich ist, mit welchem militärischen Geschick und praktischen Sinn für „kultische" Zwecke zugleich die beste Stelle da oben ausgesucht worden ist, sowohl zur Sicht, wie zur Verhinderung der Belästigung des großen Volkslagers durch Rauch und Opfergestank.

Man sieht also, wie solche biologisch-natürliche und der uralten Zeit sich deshalb nahefühlende Vorstellung von nur wenigen Groß-Generationen zum mindesten zu fruchtbaren Arbeitshypothesen führen kann.

Ähnliches, nur in anderer Folge und Form, nämlich als Bestätigung, wie die Überlieferung von Namen (z. B. Flurnamen) viele Jahrtausende (weil nur ausgefüllt mit verhältnismäßig wenigen Groß-Generationen) überdauert, erlebte der Verf. an Ort und Stelle, als vor Jahrzehnten ein niedersächsischer Bauer[2] ein germanisches Urnenfeld durch Zufall beim Anschneiden eines tief (unter dem Mutterboden) liegenden Sandfeldes entdeckte. Die Brandurnen in großer Zahl, etwa aus der Zeit vor 3000 Jahren, saßen alle so tief (genau auf der Grenze zwischen dunklem Mutterboden und Sandboden), daß eine spätere Benennung mit den Flurnamen aus etwaigen Zufallsfunden heraus nicht in Frage kommen konnte. Die betreffende Ackerflur hieß aber von alters her und heute noch: „Kirdorf", daneben „Richtort" und etwas entfernter „Alrune". Das in den dicht daneben am Urnenfeld vorbeifließenden „Zwicken"(?)-Bach einmündende Bächlein heißt „Hünenmiege". Das Urnenfeld liegt bezeichnenderweise am Fuß der wohl uralten „Diedrichsburg", der weitragenden Spitze des Wiehen-Gebirges. Die Diedrichsburg ist wohl eine Stätte, der altgeschichtliche Bedeutung im Cheruskerland zukommen dürfte. Umgebung, vergangene Geschlechter, vergangene Geschichte, Überlieferung: Wie werden sie unter so naturnaher biologischer Vorstellung bei solchen Ausgrabungsfunden lebendig!

Ein weiteres ähnliches Beispiel: Vor vielen Jahrzehnten gab dem Verf. und seinem dem „toten Latein" abholden kleinen Jungen lediglich dies Vermögen, sich in die scheinbar so ferne Welt vor etwa 1800 Jahren, die Zeit der schweren Kämpfe der Römer mit unseren

[1] Genau so zwangsläufig, wie Verf. es in dem Werk „Industrielle Chemie in ihrer Bedeutung im Weltbild", S. 748, bei der Auffindung des künstlichen Nebels und mancher anderer Erfindungen aus eigenem Erleben geschildert hat.

[2] Höfe Prasse und Leiwe bei Bakum-Melle (Provinz Hannover).

Abb. 3. Aufklappbare Bronzekapsel und eiserner römischer Fingerring. Aus der Zeit der Kämpfe der Alemannen mit den Römern im Taunus (um 260 n. Chr.). Das Hanfschleifchen in der Kapsel hielt Haare zusammen, die inzwischen zerfallen sind. Länge der Kapsel (mit Scharnier) 3½ cm. Beide Stücke in 1 m Entfernung voneinander gefunden.



Vorfahren, den Alemannen (um 260 n. Zw.), durch gleichsames Miterleben dieser Zeit als Erlebnisreihe von nur zwölf Großgenerationen hineinzuversetzen, den Anreiz und dadurch den Anlaß, auf schon viel durchwühlter und viel begangener Stätte sogar noch ein „Doppel-Unikum" im Brandschutt des Horreums, eines Kastells, zu finden. (Abb. 3.)

Ein kunstvoll gearbeitetes Bronze-Kapselchen, in dem sich noch die Haare des Liebchens nebst Hanfschleifchen befanden. Daneben ein römischer Fingerring (Abb. 3). Für denjenigen, der die weit zurückliegende Zeit biologisch als von nur vierzehn Groß-Generationen erfüllt erfaßt, ein geschichtlich zeitnahes Erlebnis!

In „Wie weit kann man erfinden lernen?" (Indust. Chemie, S. 762 ff.) hat Verf. die ungeheure Bedeutung dieses Hineinversetzen „in Zeit und Verhältnisse" nicht nur für das archäologische „Sehen und Finden", das δύνασται σκοπεῖν (griech. = „schauen können"), sondern genau ebenso auch für das technische Erfinden.

Derselben lebendigen Auffassung einer weit zurückliegenden, in Wirklichkeit aber nahen Vergangenheit und damit der unbefangenen Wertung ihrer hohen Kulturgüter hat ja auch Teudt seine Erfolge an den Externsteinen zu verdanken. Ohne Respekt vor der mündlichen Überlieferung, welche uralte Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet, wären die wichtigsten Zeugen aus altgermanischer Vergangenheit niemals gefunden worden[1]. So die Königsgräber Hoga in Schweden, Harsefeld, ferner Seddin (Prignitz, Mark Brandenburg), das germanische Grab von Peckatel in Mecklenburg, in dem Zwerge einen Braukessel hüten sollten, und in dem auch ein hervorragender Kesselwagen gefunden wurde.

Was ist der letzte Grund gewesen, daß Schliemann und Dörpfeld den homerischen und den mykenischen Menschen so erdnahe gefühlt haben? Nur weil sie mit jugendlichem Schwung Jahrtausende übersprungen haben und deshalb auch die Schilderung Homers als eine Schilderung damaliger, uns heute noch biologisch verbundener Menschen von Fleisch und Blut und die uralten Überlieferungen aus Volksmunde für möglich, ja wahrscheinlich in ihrem Tatbestand hielten. Wer die sprühenden Schilderungen Dörpfelds hörte, muß von der innerlichen, eng menschlichen Verbundenheit dieses großen Archäologen mit den Menschen und ihrem Leben aus ferner Vergangenheit erfaßt und geradezu biologisch beeindruckt werden. Wie ein Drama von heute erlebt man, wie er aus alten Sagen die mykenische Vergangenheit vor über 3000 Jahren durch den Spaten wieder erstehen läßt, wie er das wirkliche Pylos des Nestor, wie er die altberühmt gewesene Quelle, die Enneakrunos an der Akropolis zu Athen entdeckte, wie er das wirkliche Ithaka, die Heimat des Odysseus,

[1] Siehe auch M. v. Sondermühlen, „Auf den Spuren der Varusschlacht" (mit einem Vorwort von Moltke). S. 46, Berlin 1888.

im Vertrauen auf mündliche Überlieferung (die „Schwarzwasser-Quelle" Mavro neri) wiederzufinden glaubt.

Alles Schauen in die Vorzeit fließt bei den großen Archäologen im letzten Grunde aus der kastalischen Quelle naturnaher Auffassung, wie sie bei allem Finden und Erfinden aus kleinsten ersten Anlässen zum Erfolg führt. Sei es beim archäologischen oder chemischen oder überhaupt jedem Erfinden auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst.

Durch die Linse obiger Betrachtungsweise gesehen, rückt alles Geschehen, das menschengeschichtliche ebenso wie übrigens auch der Ausklang der geologischen Zeiten, und ferner die rassebiologischen Zeiten, in den Brennpunkt des lebendigen Schauens und Einfühlens. Letzten Endes auch die Vorstellung und Begründung uralter Mythen, wie sie der geistvolle Dacqué in seinem Werk „Urwelt, Sage und Menschheit" in das naturwissenschaftliche Wahrheitslicht zu rücken versucht hat.

Germanenkunde und ihr tieferer Sinn

Von Edmund Kiß

Fragt den Samurai, warum er seine Ahnen verehrt! Er wird lächeln, wie Japaner lächeln, höflich, undurchdringlich, und dann wird er ebenso höflich antworten:

„Das ist unsere Religion, mein Herr Europäer. Sie ist das seelische Band, das uns mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft, sie ist der Nährboden unserer Ehre und unseres Stolzes, unserer leidenschaftlichen Liebe zu dem, dem wir gottgewollt angehören, zum Volke von Japan. Sie ist die ewig rinnende Quelle unseres unbändigen Hasses gegen alle Feinde unseres heiligen Landes, ist der kristallreine Born unserer Verschlagenheiten und Listen. Verstehen Sie mich, mein Herr Europäer? Sie ist der wuchtige Antrieb der Seelen, der aus einem schwachen, ja aus einem kranken Samurai einen Helden ohne Kompromisse an Nerven und Zahnweh macht. Verstehen Sie das, Herr Europäer?"

Vielleicht wird er dies dem christlichen Europäer in dieser Form auch nicht sagen, weil er weiß, daß er so etwas nicht versteht. Es ist aber möglich, daß er neuerdings bei einem Deutschen eine Ausnahme machen würde. Hat das japanische Volk, vertreten durch seinen Kaiser, nicht dem Führer des Deutschen Reiches ein Samurai-Schwert als Geschenk überreichen lassen? Wissen alle Deutschen, was das heißt? Es steckt ein geheimes, verstehendes Lächeln hinter solchem Geschenk, das doch wirklich nicht allzu kostbar ist. Ein Stück Eisen nur! Ja, nur ein Stück Eisen, so hätte man noch vor wenigen Jahren gesagt oder mindestens gedacht. Aber damals war solch ein Geschenk ja nicht möglich, weil die Voraussetzungen für den Geber gefehlt hätten. Denn es ist ein kultisches, religiöses Geschenk, das nicht jedem gegeben wird.

„Hier!" so ruft das Samuraischwert, „nimm mich, du Seelenträger aus artanderer Quelle, du unserem Denken Engverwandter, du Erwecker heldenhafter Ahnen! Du Volk, mit dem es sich vielleicht lohnen wird, eines Tages, vielleicht nach Jahrhunderten, um das Erbe der Erde zu fechten."

Hatten wir denn unsere Ahnen vergessen?

Nein, das hatten wir ganz sicher nicht, aber den Fremden schien es so zu sein. Ein fremdes, artanderes Volk hat selten oder nie Gelegenheit, in die Seelentiefen des anderen Volkes zu schauen. Es hat auch nicht die Möglichkeit dazu, weil die letzten und tiefsten Quellen der Seele nur dem artgleichen Volksgenossen zugänglich sind. Deshalb war es möglich, daß uns viele unserer ausländischen Feinde und Freunde, und nicht nur in diesem Jahrhundert, für erledigt hielten, für verschüttet von fremdem Seelengut, für

unfähig, uns trotz gelegentlichen Aufbäumens zur eigenen Art durchzufechten. Aber das war ein Irrtum der Fremden.

Wir hatten unsere Ahnen nie vergessen. Es schien nur so zu sein, weil sehr viele von uns sie vergessen hatten. Diese sehr vielen aber sind der Seele des Volkes ein Nichts, weil diese Seele selbstsicher und unverrückbar alle die göttlichen Werte, aber auch alle die gottgegebenen Fehler der Rasse durch die Jahrtausende trägt, von Keim zu Keim, und weil in jedem neugeborenen Kinde auch die Flamme Gottes wieder ans Licht steigt.

Wie die überstaatlichen Finsterlinge das wußten! Ja, sie hatten ein tiefgründiges Wissen um die eigene Art der Seele eines jeden Volkes. Sie wußten, daß sie nie Ruhe haben würden, sofern es ihnen nicht gelänge, die Stimme des arteigenen Blutes und damit der Seele zu unterdrücken und als minderwertig zu schelten, so, daß die Völker es endlich selbst glaubten. Sie wußten, daß sie jedes völkische Leben mit Dogmen, Kultbräuchen und mystischen Suggestionen verfolgen und bearbeiten mußten, vom ersten Schrei, den der neue Mensch dem Lichte entgegenrief bis in die Grube hinein, die Sippe und Freunde ihm als ewigen Frieden bereiteten. Aber soviel sie auch um die Seelen der artbewußten Völker zu wissen glaubten: In die abgründigen Tiefen der Urd-Quelle vermochten sie nicht zu dringen. Hier endete und endet noch heute ihre Macht.

Packte sie nie das Grauen, wenn ein sonst so gut und sicher abgerichteter deutscher Junge gerade dann ausbrach, wenn man es gar nicht mehr für möglich hielt? Hatte man ihm nicht von dem finsteren Hagen erzählt, der den strahlenden Siegfried feige und hinterhältig mit dem Speer ermordete, von dem Tronjer, der keine Liebe kannte, der streng und hart, ohne Glauben, fast als das Spiegelbild des Satans durch die deutsche Heldenwelt ging? Von dem einäugigen Burgunder, der sogar — furchtbar! — einen geweihten Diener Gottes, einen unschuldigen, frommen Mann, in die Donau schleuderte?

Feiger Mord ist unanständig, das weiß jeder deutsche Junge und jedes Mädel. Aber immer wieder geschah das Rätselhafte, was an dem guten Charakter der Jugend zweifeln ließ. Sie liebten Hagen Tronje, diese deutschen Jungen! Hagen, Hagen, das war ihr Traum, ihre stille Leidenschaft, die mitunter auch in trotzigem, offenem Bekenntnis ausbrach.

In der Sprache unserer Jungen ist Hagen ein „feiner Kerl". Und wir haben das wunderliche Bild, daß idealistische deutsche Jungen mit unbeirrbarer Treue und geheimnisvoller Liebe an dem harten, liebeleeren Mörder Hagen Tronje hängen.

Warum tun sie das, sie, die Jungen, denen Ehre und Anstand nicht erst gepredigt werden brauchen, weil es ihr Ahnenerbe ist, ohne daß sie es wissen?

Da haben wir schon die Antwort! Ohne daß sie es wissen! Gelehrt darf oder durfte es ja nicht werden, denn man kann es lehren als Ergänzung zum unbestimmten Ahnen der Jugend. Man irre sich nicht in der Wucht unserer Erberinnerungen, sie treffen auf bereite Seelen! Und die Jugend ahnte es immer, solange es Jugend in Deutschland gab, daß es mit Hagen etwas ganz Ungeheueres sein müsse. Sie hörte von ihren Erziehern, Hagen sei ein liebloser Mann gewesen.

Nein, dieser Mann verbrannte ja vor Liebe, ging an seiner Liebe zugrunde, an einer Liebe, die göttlicher Artung war, denn sie richtete sich unverrückt auf ein Ziel: Auf sein Burgundervolk, das in seinem König die Verkörperung fand ähnlich wie das Volk der Japaner in seinem Kaiser. Gewiß, das Volk, dem Hagens Liebe galt, war ein kleiner germanischer Stamm und nicht an Volkszahl mit dem deutschen Volke zu vergleichen. Trotzdem war es für Hagen die gottgewollte Gemeinschaft, die es durchzubringen galt auf dieser waffenklirrenden Erde, für die man auch den Mut haben mußte zu morden, und zwar zu morden ohne Erbarmen, weil es die Ehre verlangte, die neben der Freiheit

das wichtigste Lebensgut eines germanischen Volkes ist, ohne das es zwar dahinkümmern, nie aber leben kann. Und wenn der Ermordete tausendmal der strahlendste Held der damaligen deutschen Stämme war, und Siegfried war es und Hagen wußte es und hat ihn nie persönlich gehaßt, so war der Mord Notwendigkeit. Es gibt Fälle, in denen die bürgerlichen Wertungen versagen und ein Einzelner einmal Richter und Vollstrecker sein muß, nicht weil er blutrünstig und grausam ist, sondern weil die Ehre der höheren Gemeinschaft es aus göttlichen Gründen fordert. Ob aber die Gründe göttlich sind, ist nicht so schwer zu erkennen, weil das Göttliche jenseits von Zeit, Raum und Ursache liegt und alle aus ihm geborenen Handlungen sich auf göttliche Ziele richten: Auf die Erhaltung der Seele und des Lebens des Volkes.

Was aber unsere deutschen Jungen am tiefsten anrührt, das ist Hagens Untergang. Hagen war der einzige Mann, der darum wußte, daß der Burgunderzug über die Donau zum Untergange führen werde. Hagen warnte, aber er wurde nicht gehört. Der König befahl den Ritt ins Verderben, und damals mag zum erstenmal ein Lächeln über Hagens zerschrundenes Antlitz gehuscht sein. Nun wuchs dieser Mann endgültig zur Gottheit empor, weil er ohne Hoffnung, ohne eigennützige Regung bis zur Vernichtung vor seinem Volke stand, wie Gott es wünscht. Man sage nicht, so etwas habe Gott nie gesagt, und ich stelle da ein neues unbewiesenes Dogma auf! Nein, das tue ich sicher nicht, aber was ich sage, kann jeder sehen, der die Augen aufmacht. Jedes angegriffene Tier wehrt sich in aufflammendem Haß gegen seinen Mörder, rücksichtslos und ohne Erbarmen, zur Erhaltung seines Lebens und seiner Art. Es handelt gottdurchdrungen, so wie es die Gottheit in seinen Lebenswillen hineingelegt hat. Es kann nicht anders, als derartig gottverbunden zu handeln.

Dem Tier aber fehlt die Freiwilligkeit und die Erkenntnis seines Tuns.

Diese Erkenntnis, diese Freiheit zur Entscheidung, die nur dem Menschen, und nur diesem allein, gegeben ist, hatte Hagen Tronje. Konnte er sich nicht krank melden, der alte Herr, ehe es auf den verhängnisvollen Ritt ging? Kein Mensch hätte es ihm in seinen Jahren verübelt. War es doch kein Kriegszug, um den es sich handelte, sondern eine frohe, festliche Gastreise an einen fernen Königshof. Nie also hätte der Verdacht der Feigheit auf Hagen fallen können!

Der Tronjer aber wählte diesen Weg nicht, weil er erkannte, daß ein solcher Weg selbstisch und ungöttlich sei. Er wußte, daß das Göttliche jenseits der Selbstsucht liegt.

Deshalb wählte Hagen den Weg, den ihm seine göttliche Art riet. Wenn denn sein Volk nicht leiblich unsterblich sein durfte, so wollte er seine Seele unsterblich machen! Deshalb stand er unerschütterlich wie ein Eichblock vor den letzten seines germanischen Stammes und teilte den Untergang mit ihnen.

Von nun an aber schwieg die Gottheit nicht mehr. In den Seelen der Jugend wurde sie immer wieder wach von Geschlecht zu Geschlecht. Hagen, ja, das war einer! Das war der Ahn der eigenen Rasse, das war der Ungeheuere, der Gottverbundene! So fühlte die Jugend von Jahrhundert zu Jahrhundert, heimlich, in stolzen Träumen, ohne zu wissen, warum die Seele so wunderlich emporbrandete, sobald nur der ewige Namen des Tronjers erklang.

Die Gottheit leuchtete aus fernen Jahrhunderten den Urenkeln in die Seelen und ließ sie aufleuchten an der Tat göttlicher Artung. Gewiß, in einem jungen Menschen des Stammes Sebulon oder Isachar wird die Seele nicht mitleuchten. Dort sind die göttlichen Wertungen eben anderer Art. Jedenfalls sind sie nicht die unseren. Für uns aber hat Hagen die Gottheit gerettet!

Viele Hagen gibt es unter den deutschen Ahnen, und wir ahnten es längst, nur wir wußten es nicht.

Heute aber wissen wir es.

Damit es aber alle wissen sollen, deshalb wollen wir Hagens Schwert wiederfinden und unseren Volksgenossen schenken, wie die fremden Japaner uns das Schwert der Samurai gaben. Wir sind ihnen dankbar für ihre verstehende Freundschaft, mehr nicht.

Wir aber wollen den Adel Gottes aus den Händen der Ahnen erben! Deshalb treiben wir Germanenkunde.

Die Bücherwaage

Carl Clemen, **Altgermanische Religionsgeschichte.** Röhrscheid, Bonn 1934. 121 Seiten und 29 Abbildungen auf 14 Tafeln. Kart. 6,80 RM.

Clemen würdigt die gesamten Quellen der germanischen Religion dabei auf heute umstrittene Fragen besonders eingehend. Häufig werden auch Teudt und Wirth genannt, aber nur um kritisiert und abgelehnt zu werden. Wir können eins zugeben: da heute vielfach Liebhaber und Laien sich mit der germanischen Religion beschäftigen, entsteht die Gefahr, daß bestimmte Vorurteile, die aus mangelnder Quellenkenntnis herzuleiten sind, sich einwurzeln. Clemens nüchterne Kritik und unbestechliche Darstellung der Quellen kann hier reinigend wirken. Zu bedauern ist, daß der gesamtindogermanische Gesichtspunkt, der gerade Clemen nicht fremd ist — wie auch in dieser Schrift die lehrreiche Behandlung der Balderfrage zeigt —, so sehr in den Hintergrund tritt. Die germanische Religion kann nur im Rahmen der gesamtindogermanischen Überlieferung gewürdigt werden. Es muß also der tragende Grund der Darstellung der germanischen Religion die Schilderung der ur-indogermanischen Religion sein, wie sie aus der übereinstimmenden Überlieferung der einzelnen indogermanischen Völker zu erschließen ist. Daß ein derartiges Kapitel in Clemens Schrift fehlt, ist ein Mangel; aber nicht der Hauptmangel. Sollte jemand aus einer tiefen Herzenssehnsucht heraus, um von germanischer Frömmigkeit sich ein Bild zu verschaffen, nach dieser Schrift greifen, der würde sich schwer enttäuscht sehen. Die Haupttugend des Buches ist sein Hauptmangel: sie ist nüchtern, weil von einem Außenstehenden geschrieben, was folgender Satz beweist (Seite 116): „Und so war nur zu erwarten, daß sich die Germanen, wenn sie ihnen bekannt wurde, einer andern wirklichen Religion anschließen würden." Der ehemalige Theologe Clemen verrät mit diesem Satz, daß er Theologe geblieben ist. Wirkliche Religion (der Theologe nennt es revelatio specialis „besondere Offenbarung") ist nur das Christentum, die germanische Religion ist aber keine „wirkliche Religion". Für den Geschichtsschreiber der altgermanischen Religion Clemen ist die germanische Religion in der Tat keine wirkliche Religion: sie ist ihm fremd geblieben. Hier erhebt sich die ernste Frage, kann jemand das Wesen einer Frömmigkeit erfassen, die ihm selbst fremd blieb, nicht zum innern Erlebnis wurde? Wird nicht der Liebhaber, dem auch nur eine Göttergestalt, nur ein Mythos der Germanen zum Herzen sprach, mehr von ihrem Wesen wissen, als der beste Kenner sämtlicher Quellen und des gesamten gelehrten Schrifttums über diese Quellen? Der sokratischen Nüchternheit Clemens setzen wir das Wahrwort Wilhelm Grimms entgegen: „Der Enthusiasmus hat niemals Unrecht." Wir müssen also feststellen: von wirklicher germanischer Religion ist in Clemens Buch nicht die Rede. Otto Huth, Bonn.

„Yggdrasil" of Wereldbouw. **Een Germaanse Cosmogonie.** Von August Heyting. Herausgegeben unter den Auspizien des Kelto — Germanischen Studienrings Yggdrasil. Mit 4 Tafeln. Verlag Trifos, Den Haag 1936. Einleitungsband. 4°, 200 Seiten.

Hollands ansehnlicher Beitrag zur Vorgeschichtsforschung wird nun von einem Dichter vermehrt. In seinem vierbändigen hymnischen Lehrgedicht „Yggdrasil" unternimmt August Heyting die Schilderung der Welt, wie sie nach der Auffassung unserer germanischen Vorfahren ausgesehen haben muß, das Ganze geschaut in dem Sinnbilde der neun Reiche umspannenden Weltesche Yggdrasil. Ihm schwebte eine Darstellung vor, „wie sie ein Barde oder Skalde zu geben vermochte, der in der Spätzeit des Heidentums alle germanischen Gebiete bereist, das dort Gehörte zu einem Ganzen verarbeitet und, ohne fremde Elemente ein-

zuschmuggeln, harmonisch ergänzt und abgerundet hat".

Um seine sachliche Berechtigung zu solchem Unternehmen zu erweisen, hat der Dichter zunächst einen Einleitungsband veröffentlicht, worin er in einer Anzahl Einzelstudien (Die Wintersonnwendfeste. — Baum- und Feuerdienst. — Das germanische Element in Goethes Faust. — Die Walküren. — Die Rolle der Gewächse) die Ergebnisse seiner eindringenden Beschäftigung mit Problemen der nordischen Mythenforschung, der Etymologie und des Brauchtums vorlegt und manche wertvolle Brücke zum Kelten- und Hellenentum schlägt.

Anknüpfend an das Wort aus holländischem Munde „Wehe dem Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt!" sagt Heyting in der Studie über den Baum- und Feuerdienst: „Es scheint mir in der Tat von der größten Wichtigkeit für ein Volk, seine eigene Geschichte zu kennen, das Wort Geschichte im weitesten Sinne genommen. Mancher gebildete Niederländer wird, wenn er solches liest, zustimmend nicken und dabei des Glaubens sein, er sei mit der Geschichte unseres Landes wohl vertraut. Und doch gibt es unter uns nur sehr wenige, die von der Geschichte, und was noch wichtiger ist, von der Kultur unseres Stammvolkes etwas wissen. Von seiner Kultur? Dieser Begriff liegt außerhalb der Vorstellungen unserer Volksgenossen, die unsere Voreltern in ihrem Dünkel allein als würfelnde und trinkende Rohlinge in Tierfellen sehen."

Heytings Werk ist in hohem Maße geeignet, einer solchen (vor nicht langer Zeit auch bei uns in gewissen auf Bildung Anspruch erhebenden Kreisen verbreiteten) Anschauung wirksam zu begegnen.

Dr. Hans Floerke.

„Wörterbuch der deutschen Volkskunde" von O. A. Erich und R. Beitl. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1936. (Kröners Taschenausgabe, Band 127/128.) 872 Seiten mit 158 Abbildungen und 6 Karten. 6,50 RM.

Es gibt heute kein umfassendes Sachwörterbuch der deutschen Volkskunde. Man greift deshalb gerne nach dieser Neuerscheinung, muß aber bereits nach dem Lesen des Vorwortes der beiden Verfasser an dem Wert dieses ersten Versuches, den gesamten Wissensstoff der deutschen Volkskunde darzustellen, berechtigte Zweifel hegen.

Die Verfasser geben zu, daß erst eine zweite Auflage die Aufgabe haben wird, die auf Grund der Rassenkunde erarbeiteten und neuauftauchenden Zusammenhänge in der deutschen Volkskunde aufzuzeigen. Warum hat man denn den Umbruch in der Volkskundewissenschaft, ihre politische und rassische Neuausrichtung nicht bereits in dieser ersten Auflage berücksichtigt?

Abgesehen davon, daß also der Stand der heutigen Volkskundewissenschaft überhaupt nicht berücksichtigt wird, ist die weltanschauliche Haltung des vorliegenden Wörterbuches als zweifelhaft, zumindest aber sehr einseitig anzusprechen. So schreibt der Verfasser des Beitrages „Weihnachten", nachdem er zugegeben hat, daß „im Weihnachtsfest neben antiken und frühchristlichen ‚auch' starke Spuren angestammten Brauches und Glaubens" stecken u. a. „neben hellen (christlichen) Gestalten stehen die dunklen dämonischen". (Gemeint sind die Gabenbringer der Weihnachtszeit.) Für diese übliche Dämonisierung unseres arteigenen Weltbildes sorgen weiterhin die Ausführungen unter den Stichworten Abwehrzauber, Analogiezauber, Dämonen, Lärm.

In der Einleitung geben die Verfasser vor, den Anschluß der deutschen Volkskunde an die Germanenkunde so eng gestalten zu wollen, wie es Jacob Grimm getan hat. Wie ist dann aber zu erklären, daß die Verfasser mit keinem einzigen Wort die Edda erwähnen, während man über das Buch Moses, über die jüdischen Chaldäer und über Abrahams Schoß spaltenlange Abhandlungen findet. Was haben die jüdischen Erzväter und was hat die Lourdes-Grotte in Frankreich mit deutschem Volkstum zu tun?

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch kurz den Stichworten zu, die sich mit dem deutschen Bauerntum befassen. In dem Beitrag „Bauer" wird Hans Naumanns Theorie, wonach die bäuerliche Kultur nur aus gesunkenem Kulturgut aus der Stadt besteht, wieder hervorgeholt, wenn es dort heißt: „Viel städtisches Gut in Kunst, Dichtung und Musik ist seit dem Mittelalter in ländliches Gut verwandelt worden, wobei diese Wandlung manchmal ein Auflösen und Sinken bedeutete." In völligem Gegensatz zu der Naumannschen These stehen die Bemühungen der Verfasser, die Bedeutung der Odalsrune als Zeichen des unveräußerlichen Sippengutes und der Nachkommenschaft zu erklären. Ist etwa der Begriff des Odals, des von Gott als Lehen empfangenen Bodens auch in der Stadt entstanden und erst als „gesunkenes Kulturgut" vom Bauern übernommen worden?

So verdienstvoll die Herausgabe dieses ersten Wörterbuches auch sonst sein mag, es kann heute im nationalsozialistischen Deutschland aus den erwähnten Bedenken heraus nicht empfohlen werden.

Friedrich Rehm.

Zeitschriftenschau

Kultur und Brauchtum

Rudolf Noll, **Ein neues Germanenbildnis.** Forschungen und Fortschritte. Berlin. 12. Jahrg. Nr. 31. Im Burgenland, etwa 10 Kilometer südlich der römischen Donaufestung Carnuntum, fand sich ein Kalksteinköpfchen, dessen Verwendung ungewiß bleibt. Werkstoff und Arbeit sind einheimisch. Die nur wenig beschädigte Plastik zeigt das ausdrucksvolle Porträt eines reifen Mannes mit ernsten, fast bitteren Zügen und wird durch den Haarknoten eindeutig als das eines Germanen bezeugt. Durch Vergleich mit dortigen Grabsteinen darf die Arbeit in das 1. Jahrhundert n. Zw. gesetzt werden und ist damit eine der ältesten Germanendarstellungen. / Herbert Jankuhn, **Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Thorsberger Fundes.** Ebenda, Nr. 29. Wie seinerzeit berichtet, hatte Verfasser nachgewiesen, daß der Thorsberger Fund kein einmaliges Siegesopfer, sondern eine jahrhundertelang im Gebrauch gewesene Opferstätte darstellt. Jetzt untersucht er die Frage, welchen Göttern die heilige Stätte geweiht gewesen sein dürfte. Die ältesten Funde sind vorwiegend Tongefäße, in denen z. T. noch die bäuerlichen Gaben nachweisbar waren. Dann folgt eine Zeit reichlicher, aber wenig wertvoller Weihegaben, besonders Metallgegenstände, und von etwa 300 n. Zw. ab erscheinen kostbare, jedoch meist zerbrochene Einzelgaben als Weihestücke. In einer Runeninschrift steckt der Göttername „Ull", Zusammensetzungen damit erscheinen gerade hier in Angeln gehäuft. Die Niederlegung goldener Ringe deutet auf einen Freyrskult, der Name der Stätte auf Thor. Kultstätte, Dingplatz und Markt hängen stets aufs engste zusammen. Der Markt von Süderbrarup hat heute noch große Bedeutung, die Marktordnung wird nicht von der Polizei, sondern von der Kirche durchgeführt, der auch die Stättegelder zufließen. Alles Anzeichen, daß die Kirche hier Erbe einer älteren Kultgemeinschaft gewesen ist. / Karl Waller, **Das Oxstedter Kielboot.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 28. Jahrg. Heft 3, 1936. An der friesisch-chaukischen Küste hat man mehrfach recht kleine, in den Boden eingetiefte Wohnräume gefunden, so bescheiden, daß man sie kaum als Wohnhäuser eines nachweislich uralten, bäuerlichen Kulturvolks ansprechen konnte. In Etzinge z. B. lagen solche Erdwohnungen aus sächsischer Zeit über den stattlichen Bauernhöfen der voraufgegangenen Jahrhunderte. Wegen ihrer Unscheinbarkeit hat man sie für Nebengelasse gehalten, deren Hauptgebäude verschwunden sind. Der Befund von Flurstück „Satels", Gemeinde Oxstedt, zeigt nun eine Lösung des Rätsels. Hier konnte ein regelrechtes Kielboot festgestellt werden, das mit einem Herd ausgestattet und zu einem Wohnraum überbaut war. Die Funde datieren es ins 2. Jahrhundert n. Zw. Warum hier das Boot selbst zur Wohnung gestaltet war, muß dahingestellt bleiben, wohl aber führt das zu dem Gedanken, in den kleinen Erdhäusern Kojenhäuser, die Winterbehausungen von Schiffern zu sehen, wofür sich auch sprachlich und in den Sagas Stützen finden. / J. Becker, **Der Waffenfund von Schwaan (Mecklenburg).** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 12. Jahrgang, Heft 7, 1936. An der Warnow bei Schwaan ist allmählich eine große Zahl von Waffen, von der Bronzezeit bis in die Neuzeit gefunden worden, unter denen die große Zahl schöner Wikingerwaffen besonders bemerkenswert ist. / Hans Zeiß, **Fürstengrab und Reihengräbersitte,** Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrgang, Nr. 25, untersucht die Entstehung der Reihengräberfriedhöfe mit ihren reichen Beigaben und Waffenausstattungen. Er sieht die Ursache in den prunkvollen Fürstenbeisetzungen der voraufgegangenen Zeit, die allmählich bei den Vornehmen Nachahmer gefunden haben. Die jüngsten Waffengräber dieser Art finden sich in Süddeutschland sogar in unmittelbarer Nähe von Kirchen und dürften wohl die Stifter derselben bergen.

Wirtschaftsfragen in germanischer Zeit

Walter Nowothnig, **Zwei Bernsteinspeicher der Spätlatènezeit bei Breslau-Hartlieb.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 12. Jahrg., Heft 7, 1936. Hier fand sich eine Bernsteinniederlage von einzigartiger Größe, die ein bedeutender Mittelpunkt im Bernsteinhandel der Spätlatènezeit gewesen sein muß. In mehreren sorgfältig gegrabe-

nen Schachtanlagen waren insgesamt nicht weniger als etwa 30 Zentner Bernstein von kleinen bis zu über faustgroßen Stücken eingelagert. Zum Teil konnten Bearbeitungsspuren festgestellt werden. Auf dem Fundgelände, das einen Raum von 50 zu 50 Meter umfaßt, wurden außerdem der Grundriß eines Rechteckhauses sowie weitere Pfostenspuren, Gruben und Scherben aufgedeckt. Eigenartig bleibt, wie ein solcher Wert, wie ihn dies Lager darstellt, einfach in Vergessenheit geraten konnte. / Werner Boege, **Zur Datierung der Trichtergruben auf dem Siling.** Ebenda. Die Trichtergruben auf dem Siling sind alte Steinbrüche, in denen der Werkstoff für die granitenen, durchlochten Mahlsteine gewonnen wurde, die man bisher stets für slawisch gehalten hat. Jetzt wurden dort bei Anlage eines Weges Scherben besonders kennzeichnender germanischer Tonware zusammen mit solchen Mahlsteinen gefunden, die bei der Durchbohrung zerbrochen waren, und außerdem ein kleines Rechteckhaus aufgedeckt, das den Arbeitern offenbar als Schutzhütte gedient hat. Danach reicht die Granitindustrie zur Herstellung solcher Mahlsteine bis ins 5. Jahrhundert n. Ztw. zurück, und es scheint möglich, daß die Slawen diese durchbohrten Mahlsteine hier später als Steinbrucharbeiter in germanischen Diensten kennengelernt haben. / Erwähnt sei ferner Oskar Albert Johnsen, **Die wirtschaftlichen Grundlagen des ältesten norwegischen Staates** in Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrg., Heft 27, 1936.

Zum Ursprung der Indogermanen

H. Agde, **Die ältere sächsisch-thüringische Kultur.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 28. Jahrg., Heft 3, 1936. Seit einiger Zeit hat sich ohne recht ersichtlichen Grund und entgegen bereits vorhandenen, schwerwiegenden Erkenntnissen die Auffassung verbreitet, nur die Schnurkeramiker seien die richtigen Indogermanen gewesen. Alle Arbeiten zu dieser Frage sind deshalb besonders wichtig. Dieser Aufsatz nun arbeitet eine geschlossene sächsisch-thüringische Gruppe heraus, die sich ebenso durch den Formenkreis ihrer Tonware als älter erweist als die verwandten schnurkeramischen Gruppen, wie durch ihre megalithischen Steinkistengräber, die bis an die Ganggräberzeit heranreichen, unter allen Umständen also sehr viel älter sind als die Hügelgräberkultur der Bronzezeit. Eine nahe Verwandtschaft mit der nordischen Großsteingräberkultur ist unverkennbar. Bickers Theorie, daß die Schnurkeramik unmittelbar aus der mittelsteinzeitlichen Dünenkultur dieses Gebietes hervorgegangen sei, bedarf noch schlüssiger Beweise. Die Schnurkeramiker siedeln als Bauern auf ausgesprochen schweren Böden, die mittelsteinzeitlichen Fundplätze dagegen liegen auf den Sandern der großen Flüsse, erscheinen also kaum geeignet als Ausgangspunkt einer bäuerlichen Kultur. / Klaus Raddatz, **Ein oderschnurkeramischer Grabfund aus dem Kreise Prenzlau,** ebenda, stellt in diesem Fund sowohl Beziehungen zur jütländischen Heimat wie Einflüsse der böhmischen Gruppe fest. / P. Grimm, **Ein schnurkeramischer Zylinderbecher mit megalithischer Verzierung von Schraplau, Mansfelder Seekreis.** Ebenda. Der steilwandige Becher aus einem kleinen Steinkistengrabe zeigt zu zwei Dritteln ein kennzeichnendes Muster der frühen Schnurkeramik, zum letzten Drittel das der altmärkischen und nordwestdeutschen Megalithkeramik, gibt also wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis der beiden Gruppen. Er ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Auffassung Kossinnas und Abergs, die die Schnurkeramik in Mitteldeutschland im engsten Zusammenhang mit der nordischen Großsteingräberkultur entstanden dachten. Schraplau liegt inmitten jenes Gebiets, in dem allein sich die von jenen aufgestellte Frühstufe der Schnurkeramik findet. Gerade hier in Mitteldeutschland zeigt sich, daß keine Einzelgruppe als Indogermanen schlechthin bezeichnet werden kann, sondern daß sie alle miteinander zum großen nordisch-indogermanischen Kulturkreis gehören.

Hertha Schemmel.

Als die Krone an die Herzöge aus sächsischem Stamm fiel, da gelang es diesem kraftvollen und heimatverwurzelten Geschlecht, das Abendland dauernder, sicherer und zielbewußter unter seine Herrschaft zu bringen, als das der große Franke Karl vermocht. Erst mit Heinrich I. beginnt die große deutsche Reichsgeschichte.

Aus Selchow, Unsere geistigen Ahnen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1936 5700. Pl. Nr. 3.

Leipzig, Februar 1937 Heft 2

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 2

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt eine Heide in Norddeutschland, die seit Tausenden von Jahren unveränderte Landschaft germanischen Geschehens

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 | Februar | Heft 2

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Germanischer Glaube[1]

Von Dr. Gerhard Raab

Auch in sehr wohlmeinenden und über die materielle Kultur der Germanen wohlunterrichteten Büchern findet man immer wieder ein merkwürdig unklares und unsicheres Hin- und Hertappen bei der Darstellung des germanischen Glaubens. Es sei zugegeben, daß die Glaubensüberlieferung der Germanen nur als ein beispielloses Trümmerfeld auf uns gekommen ist und daß seine Wiederaufdeckung daher große Schwierigkeiten bietet.

Um so nötiger ist es aber, nicht nur die einzelnen greifbaren oder überlieferten Scherben immer von neuem zu beschreiben und hin und her zu wenden, sondern daneben auch von Zeit zu Zeit den Versuch zu machen, wie diese Bruchstücke sich etwa in einem großen einheitlichen Gedanken- und Entwicklungszug eingliedern und zusammenschließen lassen könnten.

So sei im folgenden als Erörterungsgrundlage einmal ein knappes, klares, festumrissenes Schema gegeben, das versucht, die Hauptlinien des germanischen Glaubens herauszuheben, unter Verzicht auf alle Einzelheiten (die jeder Kundige für sich an der passenden Stelle einreihen kann!), unter Verzicht auch auf mancherlei weitere eigene Gedanken und Beobachtungen, die das gewollt einfache Bild unnötig verwirren würden.

Den augenblicklichen Anstoß hierzu gibt mir übrigens der bei vielen Gesinnungsfreunden verbreitete Gedanke Richard Wagners, die Götterdämmerung der Edda sei als Sühne für die Schuld der Götter zu verstehen. Ich bin für mich überzeugt, daß dem heidnischen Germanentum eine derartige Idee völlig ferngelegen hat, daß aber trotzdem der Untergang der Götter, mag seine mythische Gestaltung noch so junger, für das Heidentum nicht allzu verbindlicher Zeit entstammen, seiner symbolischen Bedeutung nach aus dem innersten Kern des germanischen Glaubens erwachsen und nur daraus zu verstehen ist.

[1] Der Verfasser des bekannten Buches „Ewiges Germanien" nimmt hier in ganz großen Linien zur Frage des germanischen Glaubens Stellung. Wir glauben, daß diese klaren grundsätzlichen Ausführungen dazu beitragen werden, in dieser von mancherlei Vorurteilen und gekünstelten Theorien verwirrten Frage einen einheitlichen und vom gesunden Empfinden getragenen Standpunkt zu finden.

Wie ich das meine, wird klar werden aus dem — wie gesagt: grob schematischen — Bild des germanischen Glaubens, das ich in den folgenden Punkten umreißen möchte:

1. Ausgangspunkt ist das Erlebnis der nördlichen Wintersonnenwende — Sinken, Kämpfen, Sterben und Neugeburt der Sonne, des „Lichtes der Lande". Hieraus folgen die gleichsinnig sich ergänzenden Vorstellungen der Jahrwerdung aus dem Mittwinter, der Tagwerdung aus der Mitternacht (Zählen nach Nächten!), der Lichtgeburt aus der Finsternis, der Weltschöpfung aus dem Chaos „ginnungagap" (die im Grunde nicht einmalig, sondern ewig neu und rhythmisch fortdauernd gedacht wird wie Jahr- und Tagwerdung!), des Lebens aus dem Tode (Wiedergeburt! Die Feste der Toten und ihrer Neubelebung im Winter gleichsinnig zur Wintersonnenwende!), des „Werde" aus dem „Stirb".

2. Hierbei wirkten stets zwei Mächte zusammen: die Sonne, bzw. der himmlische Lichtbringer, der Himmelsgott als männliches zeugendes und die Erde als weibliches mütterliches gebärendes Prinzip; das erste war Tag, Leben, Kampf, Wille, das zweite war Nacht (mit Mond und Sternen), Tod und damit Übergang zur neuen Geburt, Grab und Lebenswasser, ruhende Trächtigkeit, verborgene, erst durch den sterbend zeugenden Lichtbringer zu entbindende Fruchtbarkeit und Weisheit. In beider Zusammenwirken allein schöpften sie sich gegenseitig immer neu; in beider Zusammenwirken allein bestanden Saat, Wachstum und Ernte oder Geburt, Leben und Tod. Zwischen Tod und Geburt liegt die unsichtbare geheimnisvolle Brücke in diesem Kreislauf (Odins Wort an Balder auf dem Holzstoß!), diese Brücke wird gebaut in der „heiligen Ehe" der Götter (und der Menschen), weshalb in Odin/Wodan wie in Freyja letztlich beides ruht: Leben und Tod, Tod und Leben.

3. Jenes Erlebnis der Wintersonnenwende führte zur Beobachtung des ganzen Jahreslaufes der Sonne (und damit, zumal in nördlichen Breiten, naturgemäß auch des gestirnten Nachthimmels) und der natürlichen Folge der Jahreszeiten im bäuerlichen Jahr. Daraus erwuchsen die Jahresgliederung und das Festbrauchtum (im Grunde bis heute!), weiter die Menge der religiösen Sinnbilder (Bauernkalender) und endlich die den verschiedenen Jahreszeiten und Jahresabschnitten sich angleichenden Vervielfältigungen und Abtönungen des einen Lichtbringers zu zwei, drei und mehr (bis zu zwölf) Göttern und ebenso der einen Mutter Erde zu einer Reihe von Göttinnen. Hierbei wurden in die verschiedenen Göttergestalten und in ihr Brauchtum eingeschmolzen einerseits die Feuerdämonen und die Feuerverehrung einer älteren religiösen Schicht aus der eigenen völkischen Vergangenheit, anderseits der Manismus, die Ahnenverehrung fremdrassischer Unterschichten oder Nachbarvölker[1].

4. Später erhoben sich dann diese Götter und Göttinnen mehr oder weniger über ihre alte, im Kern und Wesen naturreligiöse Grundlage und wuchsen sich aus zu übermenschlichen vorbildlichen (idealen) Verkörperungen hervorragender Wesenszüge, geistiger und körperlicher Eigentümlichkeiten des Germanentums (der suchende, forschende, rastlose, unbefriedigte, wandernde, zwiespältige, den Rausch, vor allem auch den Rausch der schöpferischen Eingebung liebende und schenkende Odin/Wodan; der ruhige, eckehartgetreue Wächter Heimdall; der derbe, unbedarfte Leistungsriese Thor/Donar; der „schimmernde", freudige, zeugungsmächtige Freyr; der reine und lichte, klare und wahre, tragisch-sieghafte Baldr; die liebende und sich sehnende, heilkräftige Freyja; die mütterliche, leidende und Geheimes wissende Frigg; der rechtliche, tapfere, felsenfest an sein Wort gebundene Tyr/Ziu

[1] In spätester Zeit (nach und neben der unter Punkt 4 angedeuteten geistigen Ausgestaltung des Mythos) wurden außerdem besonders volkstümliche Gestalten und Szenen der Göttersagen in die Sternstellungen des nächtlichen Himmels hineingelesen, sie wurden verstirnt und solche Verstirnung konnte ihrerseits wieder auf die Göttervorstellungen zurückwirken und diese in Einzelheiten und Nebenzügen nach dem Sternbefund ausrichten. (Der Mythos als solcher ist aber stets viel älter als die Verstirnung. „Aller Verstirnung geht der Mythos voran", sagt O. S. Reuter, Germ. Himmelskunde, S. 278, ähnlich S. 314.)

usw.). Im Hintergrunde lebte aber stets die Ahnung, daß alle diese Götter und Göttinnen eigentlich nur Teile, Ausgliederungen, „Kinder" des einen ursprünglichen „Allvaters" waren, des Allgottes, der im Grunde gestaltlos und namenlos (oder, was dasselbe ist, unter buchstäblich zahllosen Namen und Gestalten) gedacht wurde, von Hause aus als „das Gott" (in allen germanischen Sprachen war dieses Wort ja vor der Christianisierung *nur sächlich*!).

5. Der wesentliche Ertrag des so aus den Jahreszeiten und aus dem germanischen Leben, aus dem Bauern- und Kriegerleben abgelesenen germanischen Glaubens waren die (übrigens unsere ganze arteigene Geistesgeschichte bis heute ursprünglich bestimmenden) Lebens- und Denkformen der ständig weiterstrebenden Wandlung und Bewegung (Kreis, Sonnenrad, Hakenkreuz!), des unaufhörlichen Werdens, Vergehens und Wiederwerdens, die Idee des durch Sommer und Winter, durch Leben und Tod, durch Heil und Unheil unendlich und schicksalhaft dahinrollenden Kreislaufes, und von hier aus der herbe Schicksalsglaube und das tragische Lebensgefühl des Germanen auf der einen Seite und auf der anderen deren Überwindung in der männlich freien und tatenfroh vertrauenden Hingabe an die Mächte, die in jenem unendlichen Kreise wirken, in dem der Winter die notwendige Vorbedingung für den Lenz und für die Ernte des Sommers ist, und ebenso der Tod die Wurzel für das neue Leben, das währende Unheil der Ausgangspunkt für das kommende Heil (beides durchaus diesseitig gedacht!), das „Böse" die unlösbar daran geknüpfte Ergänzung und Vermittlung zum „Guten" (Götter und Riesen, Odins Raub des Dichtermets!). Und die Folgerung hieraus: *nicht* eine selbst- und tatverneinende stumpfe Ergebenheit in das Schicksal, sondern — wiederum im Einklang mit der ganzen Natur und in bewußter Verwirklichung jener alles durchwirkenden göttlichen Ordnung — ein freies, durch Sturm und Sonnenschein selbstgetreues Wachsenlassen und Ausreifenlassen des eigenen Wesens in der festen und heilsamen natürlichen Bindung der Sippe und die kämpferische Durchsetzung der eigenen Bestimmung in der Welt, die gewollte Vollendung des eigenen wesensverwurzelten Schicksals bis zu seiner letzten (heldischen) Erfüllung im Tode (nicht anders wie die Götter des Ragnarök selbst!).

So — um damit zum Ausgangspunkt zurückzukehren — ist im großen gesehen die Götterdämmerung nur die eine natürliche Senkung in dem ewigen Rhythmus Werden-*Vergehen*-Wiederwerden, Sommer-*Winter*-Lenz, Leben-*Tod*-Wiedergeburt. Alles geht vorüber und bleibt doch in seinem Kern, im letzten Grunde; alles Gewordene muß vergehen, um neu zu werden, *auch* die Götter. Das ist das ewige Weltgesetz, unendlich hoch über aller Schuld und Sühne, erhaben über menschliches Messen und Sinnen. So muß — ohne daß man da nach Gründen fragen kann — Mittgart versinken, so müssen die Götter und die Riesen, polar aneinander gebunden, stürzen, damit neues Land und neue Götter verjüngt sich wiederfinden.

Alle diese Gedanken wurzeln in jener ersten Wintersonnenwende, die in der Urzeit einmal zum großen Erlebnis unserer Rasse wurde, als die Urvorväter zum erstenmal im hohen Norden das Sinken, Kämpfen, Sterben und Wiedergeborenwerden der Sonne erschüttert schauten und bangend und hoffend mitempfanden. —

Ich weiß, daß diese Gedanken, die ich hier knapp und einfach zu formen versuchte, an sich nicht neu sind. Ich weiß auch die vielen verehrten Forscher und Denker (vor allem auch den ungern verstandenen, aber gern geschmähten Herman Wirth), denen ich sie nächst unseren Quellen in Edda und Sagas, in Brauchtum und Funden verdanke. Und nur weil ich immer wieder ringsum auf so außerordentliche Unklarheiten stoße auch bei denen, die über germanischen Glauben reden und schreiben, scheint es mir schließlich richtig, eine Klarheit, eine Wahrheit, die ich zu sehen glaube, einmal versuchsweise auf die kürzeste und einfachste Form zu bringen.

Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung

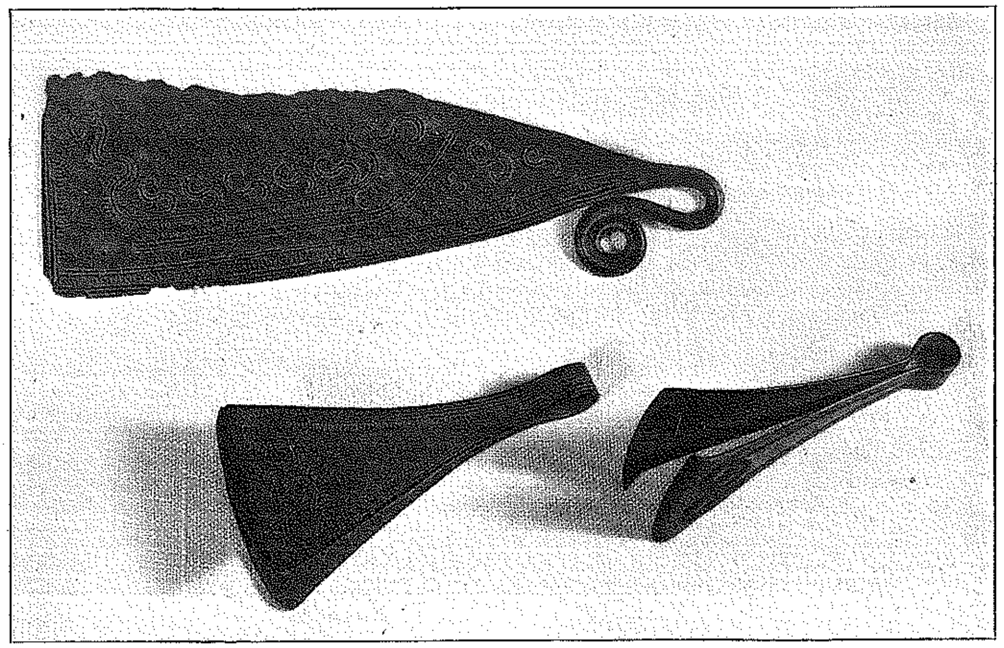
(Zur Methode der Paläoepigraphik)

Von Professor Dr. Hugo Dingler, München

Alle Geschichte ist Deutung, und zwar Deutung gegenwärtig vorhandener Reste, wobei originale Reste und solche zweiter, dritter usw. Hand zu unterscheiden sind. Bestehen die Reste aus Quellen, die in einer verstehbaren Sprache abgefaßt sind, so ist ihre Verwendung zur Geschichtsschreibung meist unmittelbarer Art. Dennoch führt auch von ihnen aus der Weg zur Historie fast immer erst durch deutende Denkoperationen hindurch. Viel schwieriger liegt aber das Verhältnis bei Resten, die nicht in verstehbarer Sprache abgefaßt sind, ja nicht einmal selbst Sprache bedeuten.

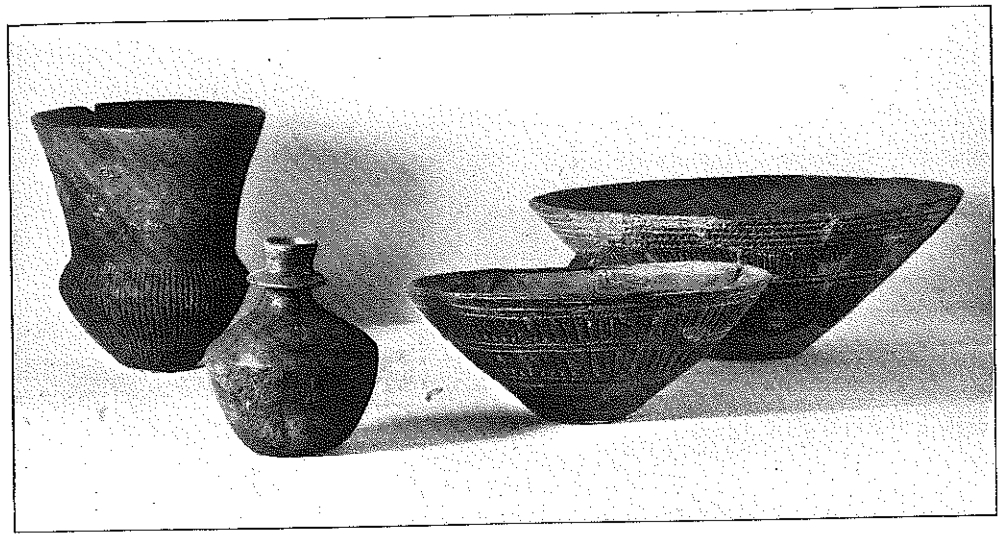
Als der Frühmensch stellenweise seine Fähigkeit entdeckte, selbst Formen zu schaffen, da wurde diese zunächst zur Herstellung von Werkzeugen angewendet. Neben der zweckhaften Verwendung dieser Werkzeuge mag auch eine mehr spielerische aufgetreten sein, und dabei können Formen entstanden sein, die dem Menschen auffällig wurden, da sie ihn an sonstige ihm bekannte und wichtige Dinge „erinnerten", an Gesichter und Körperformen vielleicht oder an gewisse Gebrauchsgegenstände. So hatte man die Möglichkeit der künstlichen Herstellung von „Nachbildungen" entdeckt. Hier lag der Anfang der sogenannten Kunst.

Aber es ist noch das seelische Verhältnis des Menschen zu solchen Nachbildungen zu bedenken. Wenn wir in unserer heutigen analytischen Psychologie den Vorgang einer solchen künstlichen Nachbildung bewußt aufgliedern zu können glauben in das im Kopfe des Künstlers bestehende Zielbild der darzustellenden Form, in die willensmäßig geleiteten handwerklichen Handlungen, welche die Herstellung lenken, und wenn wir das fertige Kunstwerk in seinem reinen Wahrgenommenwerden sauber trennen von Empfindungen,



Rasiermesser (mit Schiffsdarstellung) und Haarzangen aus Bronze von niedersächsischen Fundorten. Um 1000 v. Chr. Geb. Hannover. Landesmuseum

Aufnahme: Dr. H. Bauer, München / Deutscher Kunstverlag, Berlin W 35



Nordische Tiefstichgefäße aus Riesensteingräbern Niedersachsens. Um 2000 v. Chr. Geb. Hannover. Landesmuseum

Aufnahme: Dr. H. Bauer, München / Deutscher Kunstverlag, Berlin W 35

Assoziationen, verstehenden und deutenden Gedankenbildungen, die sich damit verknüpfen, so war dies beim frühen Menschen noch ganz anders. Hier war das alles noch eine *Einheit*. Die Ethnographen berichten uns, wie für die Menschen des magischen Kulturkreises, etwa unberührte Stämme im Innern Australiens oder Südamerikas, auch heute noch ein äußerer Gegenstand mit den inneren Assoziationen, die sein Anblick beim Betrachter erregt, völlig zusammenfließt. Wie diese etwa beim Auffinden eines Besitzstückes ihres Feindes diesen selbst dadurch in der Gewalt zu haben glauben, indem das Assoziationserlebnis das Bild ihres Feindes, das sich beim Anblick des Gegenstandes in ihnen regt, völlig mit diesem Gegenstand verschmilzt. Nur so können ja die magischen Zauberpraktiken verstanden werden, welche diese Primitiven mit solchen Gegenständen vornehmen, und durch die sie ihrem Feinde zu schaden glauben. Wir erkennen also, daß die sauberen Abtrennungen, welche unsere Psychologie an einem solchen Vorgang vornimmt, daß besonders jene scharfe Scheidung in äußere und innere Erlebnisse, in ein Innen und Außen, erst die *Folge* genauer Begriffsbildungen erkenntnistheoretischer Art darstellen, die wir uns nach und nach geschaffen haben. Der sog. Primitive besitzt diese genauen Begriffsbildungen noch nicht. Diese liegen nicht im unmittelbaren Erlebnis selbst, sie sind Zutaten unserer denkenden methodischen Vernunft. Das unmittelbare Erlebnis ist stets eine noch unzergliederte Einheit, die äußeres und inneres Erleben umfaßt, und der frühe Mensch besaß nur dieses unmittelbare Erlebnis[1].

Von der Entdeckung der Fähigkeit zu künstlichen Nachbildungen aus sind nun zwei Entwicklungslinien möglich, die natürlich in Wirklichkeit nicht geradlinig zu verlaufen brauchen, sondern sich mannigfach überkreuzen, vermischen, gegenseitig ablösen können. Die eine führt im ganzen zum Streben nach immer besserer, vollkommener Nachbildung, es ist die Linie der bildenden Kunst. Die andere gelangt zu immer detailärmeren Bildungen, es ist die Linie des „*Symbols*", die sich dann schließlich unter letztem Verzicht auf alle Ähnlichkeit zum „*Zeichen*" weiterbilden kann. Zu dieser zweiten Linie, die uns hier vor allem beschäftigt, ist noch einiges zu sagen.

[1] Siehe hierzu meinen Vortrag „Der Glaube an die Weltmaschine und seine Überwindung", Stuttgart 1932.

Der Mensch hat die Fähigkeit, in ganz einfache Gruppen von einigen „Strichen", wenn sie geeignet liegen, etwa ein Gesicht oder eine menschliche Gestalt usw. „hineinzusehen". Eine Nachbildung im Sinne der Kunst ist ja ein Gebilde, bei dem der Beschauer gar nicht anders kann als es als das aufzufassen, als was es gemeint ist (wobei wir von sog. futuristischen usw. „Kunst"-Auffassungen absehen). Anders bei der obigen zweiten Entwicklungslinie, die zum Symbol führt. Hier gelangen die Darstellungen leicht zu einem solchen Grade der Abstraktion, daß der uneingeweihte Beschauer nicht ohne weiteres weiß, was damit gemeint ist. Er müßte entweder es von Wissenden lernen, es gelehrt bekommen, oder er muß es selbst erst erschließen, wobei diese Erschließung nicht sogleich völlig gesichert zu sein braucht.

Bildungen der eben genannten Art wollen wir zunächst mit dem Worte „Schema" bezeichnen. Der psychologische Vorgang beim Umgang mit solchen ist folgender: Der Beschauer muß ein lebendiges Bild dessen, was das Schema bedeuten soll, schon in sich tragen. Er entdeckt dann beim Beschauen des Schemas in einem blitzartigen geistigen Erlebnis, daß dieses Schema zu diesem Bilde „paßt". Ist dies geschehen, so tritt bei öfterer Handhabung des Schemas eine immer stärkere Verschmelzung zwischen Schema und Vorstellungsbild ein. Diese besteht erstens darin, daß beim neuen Anblick des Schemas das Bild immer schneller, selbstverständlicher und zwingender sich einstellt, so daß er zunächst das Schema als Wiedergabe des Bildes „ansehen muß" und es erst einer starken geistigen Anstrengung bedarf, um in ihm wieder eine Gruppe von Strichen zu sehen. Zweitens besteht die Verschmelzung darin, daß unwillkürlich Elemente des Bildes in das Schema selbst hineingelegt werden, so daß dieses reicher an Detail und wirklichkeitsnäher erscheint als es wirklich ist.

Das was wir hier aber als einzelne Momente des psychischen Vorganges darstellten, ist für den Primitiven volles und wirkliches Einheitserlebnis ohne kritische psychologische Aufspaltung.

Auf diese Weise können gewisse Linien oder Strichgruppen für eine Volks- oder Menschengemeinschaft zu Gebilden werden, mit denen sich bei ihnen fast zwangsmäßig gewisse Bildvorstellungen verknüpfen und in Zusammenhang mit diesen wieder andere Vorstellungsgruppen und Gefühlserlebnisse. Nur in diesem Stadium möchten wir solche Gebilde als „Symbole" bezeichnen.

Nun ist die Grenzlinie zwischen echten Symbolen und vereinfachten Darstellungen keine genaue. Es gibt vereinfachte Darstellungen, z. B. von Gesicht, Menschengestalt usw., von denen man sich denken kann, daß sie zu verschiedenen Zeiten und Orten ganz unabhängig wieder neu entstehen können. Bei Zeichen, die nicht unmittelbar als Darstellungen kenntlich, die also schon echte Symbole geworden sind, mag es, zumal wenn sie einfach sind, ebenfalls möglich sein, daß sie unabhängig als Zeichen von neuem entstehen. Wenn aber dann mit solchen Zeichen sich dieselbe oder eine sehr verwandte Bedeutungssphäre verbindet, dann ist die Wahrscheinlichkeit unabhängiger Entstehung schon recht gering. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch beträchtlich geringer, ja sinkt praktisch zum Nullwert, wenn die gleiche Erscheinung für mehrere sinnhaft zusammenhängende Symbole auftritt, also für eine zusammengehörige Gruppe solcher Symbole.

Ein weiteres praktisches und psychologisches Moment spielt hier noch herein. Wenn in der Zeit des Niedergangs deutscher Kunst nach dem Kriege Kunstgewerbler in ein Völkerkundemuseum gingen, um sich dort „Motive" zu suchen, und Ornamente der verschiedensten Völkerschaften sinnlos sammelten und nachahmten, um sie kunstgewerblich zu verwerten, dann geschah hier eine Verwertung, die völlig frei von irgendwelcher Bedeutung der Zeichen war und ein rein spielerisches Verhältnis zu diesen Zeichen ausdrückt, die bei den ethnologischen Vorbildern wohl oft noch echten Symbolcharakter gehabt hatten, mindestens aus einer blutgebundenen Symbolvergangenheit heraus erwachsen waren. Solche Zeichenverwertung entbehrt natürlich auch der geringsten seelischen Verbundenheit

mit dem eigenen Volkstum. Solche Verzerrung des seelischen Verhältnisses zum Ornament kann nur entstehen, wenn neben völliger seelischer und blutsmäßiger Entwurzelung der Kunst äußere Umstände dies ermöglichen: nämlich leichte Zugänglichkeit der fremden Ornamentik sowie große Leichtigkeit in der technischen Verwertungsmöglichkeit derselben, wie sie die modernen technischen und industriellen Verfahren mit sich bringen.

In einer Zeit, wo die Herstellung von Ornamentik schon rein technisch eine schwierigere Aufgabe war, wo noch keine Masseninduſtrie spielend eine tausendfache Vervielfältigung erlaubte, wo ferner die gegenseitige Abgeschlossenheit der Stammvölker durch die Schwierigkeiten des Verkehrs eine unvergleichlich viel größere war als heute, war ganz von selbst Ornamentierung, wenigstens in ihrer ersten Wahl, eine fast immer sehr bedeutungsvolle und gewichtige Angelegenheit. Die Auswahl der zu verwendenden Ornamente muß damals eine viel mehr Nachdenken verursachende Tätigkeit gewesen sein, und solches Nachdenken allein schon bedingt, daß die Auswahl gewohnheitsmäßig eine viel sinnvollere sein mußte als heute. Das aber heißt, daß man damals wohl fast nur solche Ornamentik verwendete, die irgendwie „sinnvoll" war, die auf den Zweck des ornamentierten Gegenstandes sich bezog, oder die aus dem letzten Lebenssinn entsprang, in dem der Gegenstand seine Einordnung finden sollte. Dies aber heißt wiederum, daß die Ornamentik im weiteren Sinn Symbolcharakter tragen mußte. Dabei verstehen wir das Wort Symbol so, daß auch Zeichen darunter fallen, die vielleicht ihren engeren Sinn bereits einzubüßen begonnen hatten, die aber noch von einer Art von „symbolischer Aura" umgeben waren, welche sie vielfach wenigstens noch mit einem größeren Sinnbereich gelegentlich sogar „weltanschaulicher" Art verbunden erscheinen ließen.

Dem frühen Menschen war das „Machenkönnen" gewiß noch viel zu bedeutungsvoll, als ein formendes Tun schon aus seiner magischen Weltauffassung heraus viel zu bedeutungsschwanger und darum zu „heilig", als daß er sich schon zu der Gedankenlosigkeit des heutigen analysierenden Intellektuellen hätte „durchringen" können und rein spielerisch diese Tätigkeiten auszuüben vermocht hätte. Er wäre ja niemals sicher gewesen, ob er durch willkürlich und spielerisch gewählte Ornamente unwissentlich nicht irgendwelche böse Wirkungen magischer Art auf den Gebraucher des Gegenstandes herbeigezogen hätte. So konnte er also nur Formen in der Ornamentik verwenden, die ihrem Sinne nach bekannt oder mindestens durch Tradition geheiligt war. Tradition konnte aber nur geheilgt sein, wenn sie einmal aus einer wirklich bedeutungsvollen Wirkung des Ornaments hervorgegangen war.

Die Psychologie lehrt uns, wenn wir ihre Prinzipien recht anwenden, daß an sich der Mensch überhaupt kein Zeichen, keine Form wählen kann, die wirklich „völlig bedeutungslos" ist. Auch der analytisch denkende Moderne kann das nicht. Lassen wir einen Menschen irgendeine Form willkürlich wählen, dann ist dieser Wahlvorgang in der Seele der Versuchsperson stets irgendwie kausal bedingt. Daß er aus beliebig vielen, ihm zur Verfügung stehenden gerade diese eine Figur zeichnet, ist das Endglied einer Kausalkette, die zuletzt in den Tiefen des Unbewußten der Vp. verdämmert. Irgendwelche Erlebnisreste, betonte Erinnerungen, Vorlieben, bewußte und unbewußte Absichten usw. lenken immer seine Hand, wenn er die Figur hervorbringt. Würde man auch diese seelischen Hintergründe in den Geltungsbereich des Wortes „Bedeutung" hereinnehmen, so würde folgen, daß der Mensch bewußt und sehend überhaupt keine bedeutungslose Form wählen kann, nur bei „blinder Wahl" wäre eine solche Wahl möglich.

Der Unterschied gegenüber der Schaffung eines echten Symbols ist der, daß bei einer willkürlichen Zeichenwahl in erster Linie nur individuelle „Bedeutungen" vorliegen, so daß nur die Einzelperson selbst sagen könnte, was sie bei der Wahl gemeint hat. Beim eigentlichen Symbol aber muß die Bedeutung eine kollektive, d. h. im eigentlichen Falle eine volks- und blutgebundene sein.

Nun wird es verschiedene Arten von kollektiven Bedeutungen geben. Eine erste Gruppe sei die praktische genannt. Denken wir an bäuerliche Kerbhölzer, wo ein Einschnitt etwa ein Stück bedeutet, so haben wir ein Beispiel. Eine zweite Gruppe, die zur Ornamentik zu zählen wäre, soll gewisse Materialien oder technische Nebenwirkungen nachahmen. Dies ist z. B. der Fall, wenn an frei erzeugten Tongefäßen Schnüre oder Flechtstruktur angedeutet werden, die früher zur Gefäßerzeugung notwendig waren, es jetzt aber nicht mehr sind. Es soll dann trotzdem äußerlich der traditionelle Eindruck erweckt werden. Auch zunächst unbeabsichtigte technische Nebenwirkungen des Herstellungsverfahrens können zu traditionellen Ornamenten werden usw. Alle diese haben aber dann eben ihre „Bedeutung".

Nachbildungen, die direkt als solche erkennbar sind, fallen an sich nicht unter unseren Begriff des Symbols. Sie können aber trotzdem Symbole einmal gewesen sein, dann nämlich, wenn zur Zeit der Anwendung nicht nur die Nachbildung in ihnen gesehen wurde, sondern mehr, nämlich auch Bedeutungen, die nicht unmittelbar auch dem Nichteingeweihten erkennbar sind. Solche Umstände sind natürlich für uns äußerst schwer oder gar nicht mehr feststellbar. Darum ist auch diese dritte Gruppe nicht der geeignete Ansatzpunkt für die Symbolforschung. Solche Fälle können nur indirekt manchmal erschlossen werden auf dem Umweg über die nun folgende wichtigste Gruppe der eigentlichen Symbole im engeren Sinn.

Diese vierte Gruppe umfaßt Formen, die nicht in eindeutiger Weise sogleich als realistische Nachbildungen voll verstehbar sind, auch offensichtlich nicht unter die früheren Gruppen fallen, die aber aus erschiedenen Umständen erkennen lassen, daß sie mit Absicht und Sinn angebracht wurden, daß ihnen eine Wichtigkeit zukam. Solche Umstände liegen vor, wenn ersichtlich ist, daß der Ort oder Gegenstand der Anbringung auch sonst eine herausgehobene oder heilige Funktion oder Bedeutung hat, wenn eine regelmäßige Entsprechung zwischen dem Zeichen und der Funktion nachweisbar ist, wenn die Mühe und Sorgfalt oder die Häufigkeit der Anwendung unter bestimmten Umständen zeigt, daß es dem Erzeuger eine wichtige und bedeutungsgeladene Angelegenheit war, die Zeichen anzubringen. Dann können wir auf echte Symbole schließen.

Hier ist ein Wort einzuschieben über das Ornament. Nach dem Gesagten ist es mindestens sehr unwahrscheinlich, daß schon beim frühen Menschen ein Bestreben auftrat, etwa leere Flächen nur darum durch „Ornamente" auszufüllen, damit sie ausgefüllt seien, d. h. durch Ornamente, die keinerlei inneren Bezug zu dem verzierten Gegenstand und seinem Benutzer hatten. Natürlich kann es einmal vorgekommen sein, daß ein Künstler aus reinem Betätigungsdrang seine Darstellungskunst bei solcher Gelegenheit in dieser Hinsicht beziehungslos walten ließ. Aber primär war dies wohl keineswegs oder nur sehr selten der Fall. Echte Darstellungen fallen ja nicht unter unsere Betrachtung. Dort aber, wo nicht unmittelbar vollverständliche Darstellungen auftreten, dürften primär nur die Fälle der obigen zweiten und vierten Gruppe vorliegen. In diesen Fällen werden also ursprünglich, wo nicht Gruppe zwei vorliegt, echte Symbole angebracht worden sein. Diese Symbole waren aber damit anfangs gar keine reinen Ornamente, sondern sinn- und bedeutungsvolle Formen. Erst wenn in einem späteren Stadium der Symbolcharakter sich zu verwischen oder vergessen zu werden beginnt, geht die symbolhafte Figurierung in Ornamentik über, die aber auch dann noch lange traditionsgebunden ist und noch eine symbolhafte Gefühlsaura mit sich trägt.

Diese Bemerkungen zum Begriff des Symbols sollen uns helfen, die Methodik genauer festzustellen, welche zur näheren Erschließung jenes großen Gebietes, der Paläoepigraphik dienlich sein kann, das uns Herman Wirth in weiten Teilen neu eröffnet hat.

(Schluß folgt.)

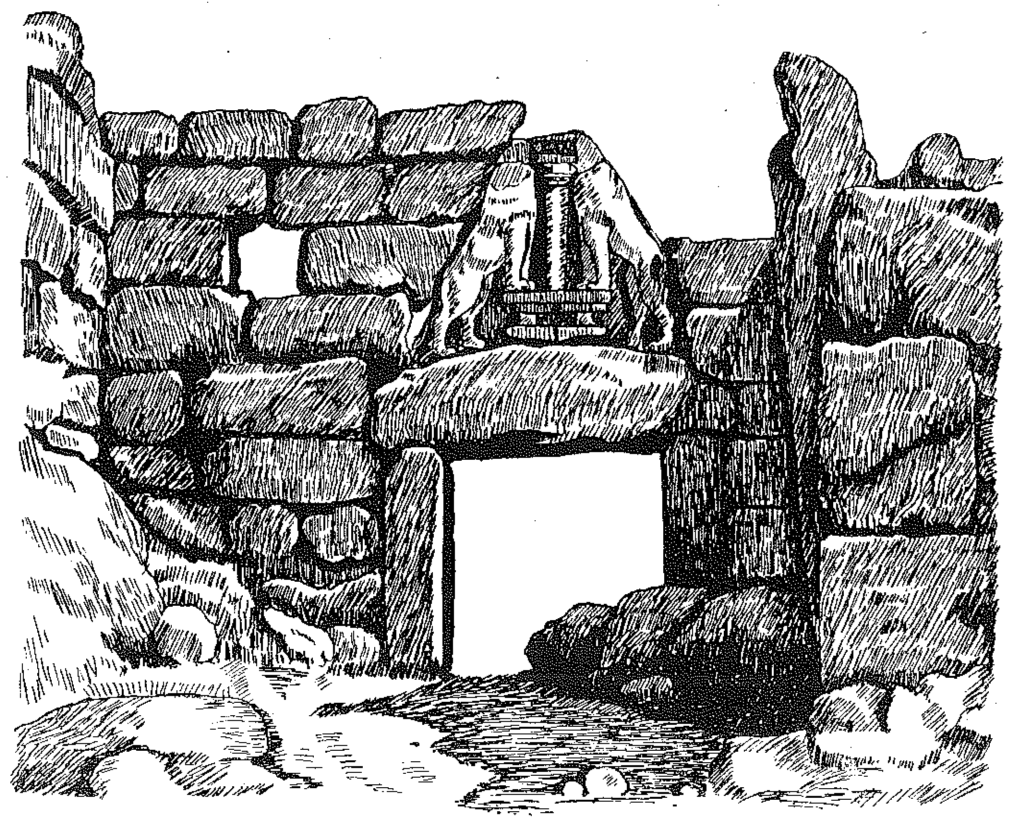


Abb. 1. Das Löwentor in seinem heutigen Zustande (Luckenbach, Kunst und Geschichte, 1. Teil)

Das Löwentor von Mykenä, ein nordisches Kultsymbol

Von Dr. Walther Brewitz

Mit 23 Zeichnungen des Verfassers

Das sogenannte Löwentor von Mykenä ist durch zahllose Abbildungen weltbekannt, und auch in verschiedenen Sammlungen — so in der des Instituts für Altertumskunde in der Berliner Universität — finden sich Abgüsse. Das Tor, das den Eingang zu der sagenberühmten Felsenburg von Mykenä bildet, besteht aus graugelblichem Kalkstein, dessen Türsturz durch eine einzige gewaltige Platte gebildet wird. Um nun diese Platte durch das darüberführende Mauerwerk nicht zu sehr zu belasten, was die Gefahr des Einsturzes mit sich bringen würde, ist über derselben eine dreieckige Öffnung ausgespart, indem dort die Mauersteine schräg abgeschnitten sind und sich erst an der Spitze wieder berühren. Diese Öffnung ist wiederum durch eine leichtere Steintafel abgeschlossen, und auf ihr befindet sich die Löwengruppe, die den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll (siehe Abb. 1).

Auf einem altarartigen Unterbau erhebt sich eine Säule, deren eigenartige Form uns gleich noch näher beschäftigen wird, und die von zwei aufrechtstehenden Löwen flankiert ist, deren Vorderpranken auf dem Altar stehen. Daß es sich um Löwen handelt, ersieht man aus den Schwanzquasten, sowie aus den Mähnenresten an den Schultern und unter der Brust. Die Köpfe, die heute fehlen, waren der Materialersparnis halber aus einem be-

sonderen Stück hergestellt und angesetzt. Aus der ganzen Anordnung der Gruppe ist anzunehmen, daß die Köpfe frei aus dem Relief hervorragten und dem Beschauer entgegenblickten. Man hat bisher die Löwen gleichsam als Torwächter oder etwa als heraldische Figuren, ähnlich den Schildhaltern der späteren Wappen, betrachtet. Letztere Auffassung ist schon deshalb zu verwerfen, weil sich zwischen den Tieren nichts zu Haltendes befindet, auch ist zu damaliger Zeit — die Skulptur stammt bekanntlich aus dem sogenannten ägäischen Kulturkreis, und zwar aus der mykenischen Periode, also etwa aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — an wappenähnliche Darstellungen noch nicht im entferntesten zu denken. Aber auch wenn wir die Löwen einfach als Torwächter auffassen, so bleibt doch die in der Mitte stehende Säule dabei gänzlich unberücksichtigt und unerklärt, wenn man nicht annehmen will, daß sie ein rein ornamentalisches Füllsel oder Beiwerk ist. Wir müssen daher, wenn wir nach einer Erklärung der ganzen Gruppe suchen, uns zunächst einmal die Säule etwas genauer ansehen. Schon beim ersten Blick springt uns die auffällige Tatsache ins Auge, daß die Säule, entgegen allen späteren Konstruktionen, sich nach unten hin verjüngt, daß also der stärkere Teil derselben sich oben befindet. Auf der Säule ruht über dem Kapitell eine viereckige Platte (der Abakus), und auf dieser Querhölzer, auf denen sich abermals ein Bauglied befindet. Offenbar ist hier ein Dach angedeutet. Versuchen wir nun durch Vergleichung mit anderen Funden aus dieser Zeit zu einer Erklärung dieses seltsamen Denkmals zu gelangen.

Die sogenannte ägäische Kultur, bestehend aus der kretischen, kretisch-mykenischen und rein mykenischen Periode, erstreckte sich von der jüngeren Steinzeit über die ganze Bronze- und teilweise bis in die Eisenzeit hinein, d. h. also etwa über das 3. und 2. vorchristliche Jahrtausend. Die Träger der kretischen Kultur waren Nichtarier, und nach dem sagenhaften phönizisch-semitischen Seeräuberkönig Minos, der mit seinen Piratenflotten das ganze ägäische Meer beherrschte, wird diese Kultur auch als minoische bezeichnet. Aber schon die frühmykenische Kultur (etwa 2000 bis 1600 v. Chr.) war im wesentlichen nordisch bestimmt. Ihre Hauptfundorte sind auf dem Festland Tiryns, Orchomenos und Mykenä, daneben Arne in Böotien und zahlreiche andere Plätze in Thessalien, Phokis, Mittel- und Südgriechenland, auf den Inseln vor allem die Orte Knossos, Phaistos, Hagia Triada, Kamares, Vaphio und Gurnia auf Kreta, Phylakopi auf Melos, ferner Kypros, Thera, Kephallenia u. a. In Kleinasien gehört zu diesem Kulturkreis die I. bis VII. Schicht von Troja, von denen die VI. Schicht das homerische Troja ist.

Was zunächst die befremdliche Form der Säule (oben dicker wie unten) angeht, so stand man hier lange vor einem architektonischen Rätsel. Wenn wir uns aber die Megalithgräber der jüngeren Steinzeit auf den Balearen ansehen (siehe Abb. 2 und 3), so finden wir hier Pfeiler, die aus mehreren nach oben vorkragenden Einzelstücken bestehen, wodurch dann zugleich ein falsches Gewölbe (Kuppelgrab) erzielt wurde. So verbreiterten sich diese Pfeiler von unten nach oben und wurden dann später in Holz oder Stein in einem Stück und in der gleichen Form nachgebildet. Diese sonst unverständliche Gestalt der „verkehrten" Säule, die sich nach unten hin verjüngte, verbreitete sich dann von den Balearen aus über das östliche Mittelmeerbecken und bildete hier als kretisch-mykenische Säule ein architektonisches Bauglied.

Wenn wir nun die Funde auf andere, der mykenischen Löwengruppe ähnliche Bildwerke untersuchen, so sind hier zunächst vier geschnittene Steine zu erwähnen. Auf einer Gemme von Mykenä (siehe Abb. 4) finden wir eine Säule, die einschließlich ihres eingekerbten Unterbaues eine auffallende Ähnlichkeit mit der Mittelsäule des Löwentores hat. Flankiert wird die Säule auf der Gemme zwar nicht von Löwen, sondern von Greifen, die aber in ganz der gleichen Haltung stehen wie die Torlöwen, nur daß ihre Köpfe nach rückwärts, also von der Säule abgewandt, gerichtet sind. An den Hälsen sind die Greife an die Säule gefesselt. Ein Karneol von Zero auf Kreta (siehe Abb. 5) zeigt gleichfalls die von Löwen

flankierte Säule, doch drehen hier die Tiere der Säule den Rücken und wenden derselben nur ihre Köpfe zu. Auf einer anderen kretischen Gemme (siehe Abb. 6) sehen wir die Löwen mit abgewandten Köpfen auf einem Postament stehen, auf dem jedoch die Säule fehlt, an deren Stelle oberhalb der Tierköpfe die Sonnenscheibe schwebt. Auf einem Sardonyx von Mykenä (siehe Abb. 7) endlich findet sich wieder der geschweifte Unterbau

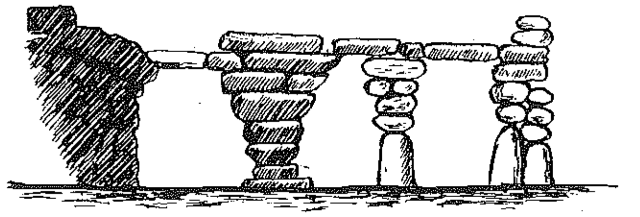


Abb. 2. Megalithgrab (Kuppelgrab) auf den Balearen mit Pfeiler aus Einzelstücken (Schuchard, Alteuropa).

mit den beiden Löwen, die diesmal dem Beschauer entgegenblicken und in der Mitte zu einem einzigen Kopf verschmelzen. Die Gruppierung von zwei Löwen oder irgendwelchen Fabelwesen um eine Säule ist also in diesem Kulturkreise etwas Wohlbekanntes, muß daher mehr als nur heraldische oder dekorative Bedeutung gehabt haben. Zwei Tiere um ein Mittelstück gepaart gibt auch ein Achat von Vaphio auf Kreta (siehe Abb. 8). Die

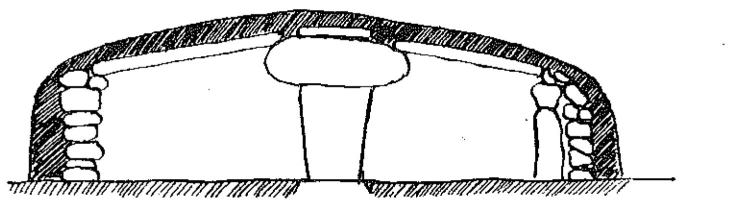


Abb. 3. Megalithgrab (Kuppelgrab) auf den Balearen mit Pfeiler aus einem Stück (Schuchard, Alteuropa).

aufrecht stehenden Tiere oder Dämonen sind völlig phantastische Geschöpfe mit Pferde- oder Eselsköpfen und einem sonderbaren, schuppigen Gewand, das am Kopf fest anschließt, unten aber vom Körper absteht. Ähnliche eselsköpfige Dämonen sind übrigens auch auf einem aufgefundenen Stück einer mykenischen Wandmalerei dargestellt. Das für uns wichtigste aber ist, daß auf dem besagten Achat zwischen den Dämonen auf einem Altar diesmal keine Säule, sondern eine Pflanze, offensichtlich ein Baum, steht, den die Dämonen anscheinend mit den hocherhobenen Kannen begießen wollen. Hier ist das Symbol schon etwas



Abb. 4. Gemme von Mykenä.



Abb. 5. Karneol von Zero.



Abb. 6. Gemme von Kreta (Milani, Studi e Materiali II)

klarer und deutlicher ausgedrückt und scheint „Leben" oder „Fruchtbarkeit" andeuten zu wollen. Ein ähnliches Schema zeigen auch zwei in den mykenischen Schachtgräbern gefundene aus Goldblech gefertigte Haarnadelköpfe, von denen der eine zwei Hirsche darstellt, deren Köpfe sich kreuzen (siehe Abb. 9), während auf dem anderen zwei Katzen sich





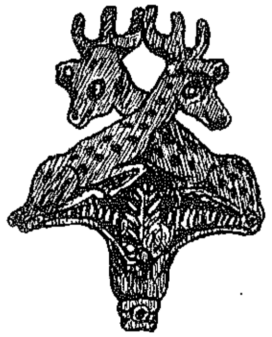
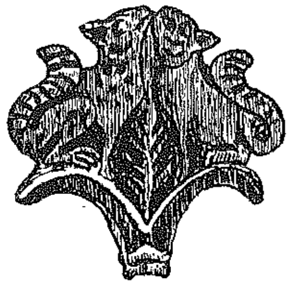


Abb. 7. Sardonyx von Mykenä. Abb. 8. Achat von Vaphio (Milani, Studi e Materiali II). Abb. 9. Haarnadelkopf von Mykenä (Schuchard, Schliemanns Ausgrabungen)

gegenüberstehen, deren Köpfe sich berühren (siehe Abb. 10). Bei beiden Darstellungen findet sich der Baum als Mittelstück wieder.

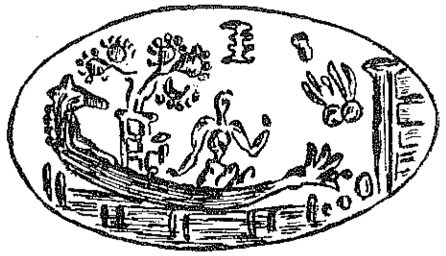
Daß der Baum auch sonst in der Kunst dieser Periode keine geringe Rolle spielt, beweisen weiter Kleinfunde. Auf einem mykenischen Goldring (siehe Abb. 11) steht rechts ein Altar, aus dem ein Baum hervorsprießt, vor dem ein Mann in anbetender Haltung kniet — anders ist seine Gebärde wohl kaum zu deuten —, während in der Mitte eine Frau einen kultischen Tanz aufführt. Die Haltung der zweiten weiblichen Figur ist nicht ganz klar, doch scheint sie sich, ebenfalls betend, über einen Altar zu neigen. Auf einem Ring von der Insel Mochlos bei Kreta (siehe Abb. 12) ist ein Schiff dargestellt, aus dem



10. Haarnadelkopf von Mykenä (Schuchard, Schliemanns Ausgrabungen)



11. Goldring von Mykenä (Lagrange, La crète ancienne)



12. Ring von Mochlos (Athenische Mitteilungen 1910)

sich mastgleich auf einem Altar ein Baum erhebt, vor dem eine weibliche Figur in unbestimmter — vielleicht betender — Haltung sitzt. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß das uralte Heiligtum des dodonäischen Zeus gleichfalls Schiffsgestalt hatte, und die heilige Eiche daselbst den Mastbaum darstellte, so ist die Ähnlichkeit mit der soeben beschriebenen Gruppe auf dem Ring von Mochlos allzu auffällig, als daß es Zufall sein könnte. Überdies finden wir bereits auf einem Rasiermesser der Bronzezeit die Darstellung eines nordischen Schiffes (ganz ähnlich den späteren Wikingerschiffen), bei dem gleichfalls an Stelle des Mastes sich ein Gebilde erhebt, das nur einen Baum bedeuten kann (siehe Abb. 13).

Der Baumkult ist uralt und findet sich bei den meisten arischen Völkern. So bei den alten Indern der heilige Baum Açoka (der Kummerlose), bei den Griechen die Zeuseiche von Dodona, der Ölbaum der Athena im Erechtheion u. a. m., bei den Germanen die

Weltesche Ygdrasill und ihr spätes Abbild, die Irminsul der Sachsen. Der Baum war das Sinnbild der Unsterblichkeit, des Werdens und Vergehens, kurzum der Mutter Natur. Das spiegelt sich auch in den verschiedenen Sagen von der Entstehung der Menschen aus Bäumen wider. So sind nach urgermanischer Vorstellung die männlichen Menschen aus der Esche (ask), die weiblichen aus der Erle (embla) entstanden, und so nannte der Araber die Dattelpalme den mit ihm zugleich erschaffenen „Bruder des Menschen". Aber auch Verstorbene, besonders auf gewaltsame Weise Umgekommene, leben vielfach in Bäumen fort, so Osiris in dem aus seinem Grabe entsprossenen Erikabaum, Daphne im Lorbeer, Kypressos in der Zypresse, die Heliaden, die Schwestern des Phaeton, in den „bernsteinweinenden" Pappeln.

Wir können also wohl sagen, daß die in der ägäischen Kunst so häufig dargestellten Bäume ebenfalls eine kultische Bedeutung haben. Da wir nun bei den verschiedenen bis jetzt betrachteten, der Darstellung am Löwentor ähnlichen Tiergruppen als Mittelstück bald einen Baum, bald eine Säule finden, so dürfen wir wohl ferner Baum und Säule miteinander identifizieren und annehmen, daß die Säule entweder die Andeutung eines Tem-

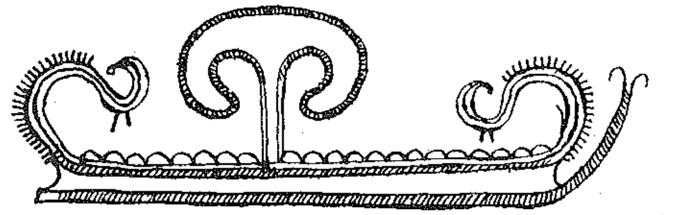


Abb. 13. Nordisches Schiff. Zeichnung auf Rasiermesser der Bronzezeit (Sophus Müller, Nordische Altertumskunde)



Abb. 14. Ring von Knossos (Drerup, Homer)

pels oder wenigstens eines heiligen Bezirkes (Temenos), oder eine gleichsam vereinfachte und schematisierte Darstellung eines Baumes ist, wie z. B. die eben erwähnte Irminsul wahrscheinlich in Säulenform (sul = Säule) einen Baum, nämlich die Weltesche, versinnbildlichte. Doch sehen wir uns nach weiteren Analogien in den Reihen der Funde um. Auf einem Ring aus Knossos (siehe Abb. 14) finden wir die beiden Löwen wieder, die sich an einem Berge emporrichten, auf dem eine Göttin steht, die deutlich als Artemis gekennzeichnet ist. Die Linke hält den abgeschossenen Bogen, denn daß der gerade Strich einen Bogen und nicht etwa einen Speer oder Stab bedeutet, wird durch die Haltung der rechten Hand, sowie durch den zurückgebogenen Oberkörper klar. Auch hier werden wir wieder auf die zeugende Naturkraft hingewiesen, denn diese verkörperte Artemis ursprünglich, so vor allem in Ephesos, allerdings auch auf die zerstörende Gewalt, die der abgeschossene Bogen andeutet. Also abermals das Symbol des Werdens und Vergehens. Die gleiche Göttin, durch den Bogen gekennzeichnet, erscheint übrigens auch in einem Relief, das sich — und das wollen wir scharf im Auge behalten — auf einer G r a b s t e l e in Mykenä gefunden hat (siehe Abb. 15). Aus den Schachtgräbern von Mykenä stammt die Darstellung einer nackten weiblichen Figur aus Goldblech (siehe Abb. 16), deren Kopf und beide Arme von Tauben umflattert werden. Nun wissen wir, daß neben Zeus in Dodona schon früh die Ge, die lebens- und fruchtspendende Erde, verehrt wurde, deren Priesterinnen „Peleiaden" (Tauben) hießen, wie auch wirkliche, dem Zeus geheiligte Tauben dort gehalten wurden, deren Flug dem Zwecke der Weissagung diente. Wir dürfen also auch in der mykenischen weiblichen Figur sicherlich eine Göttin, und zwar wieder die lebensspendende Natur sehen. Daß eine solche Figur den Toten mit ins Grab gegeben wurde, läßt auf eine, wenn auch noch so vage und unklare Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, eines Elysiums, eines Jenseits schließen, das sich von dem schattenhaften Hadesdasein, von dem Homer berichtet,

wesentlich unterschieden haben muß. Die Vögel, und zwar immer in der deutlich erkennbaren Form von Tauben, begegnen uns auch sonst noch oft. So haben sich in Kreta drei auf einer gemeinsamen Unterlage stehende Terrakottasäulen gefunden (siehe Abb. 17). Oberhalb des Abakus liegen waagerechte Hölzer, die wir auch bei der Säule des Löwen-

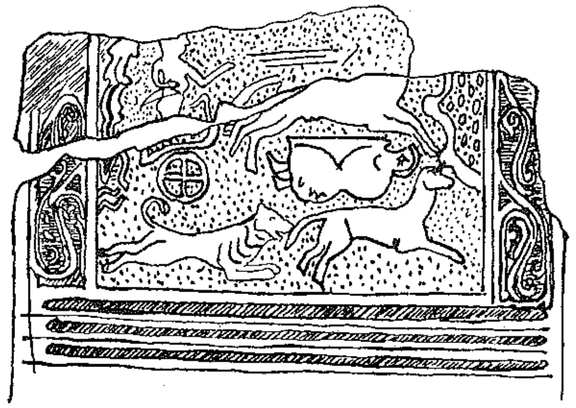


Abb. 15. Grabstele von Mykenä (Springer-Michaelis, Antike Kunst).

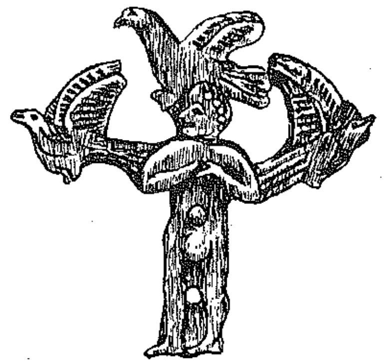


Abb. 16. Goldblech von Mykenä (Schuchardt. Schliemanns Ausgrabungen).

tores finden, und die vielleicht ein Tempeldach andeuten sollen. Auf dem Gebälk sitzen abermals Tauben, also auch hier wieder eine Verknüpfung zwischen Säule und Naturgottheit. Auch auf einem doppelhenkeligen, schlankfüßigen Goldbecher, dem sogenannten „Nestorbecher", aus den mykenischen Gräbern sitzen auf den beiden Henkeln kleine Tauben.

Sehr sonderbar und nicht ganz einwandfrei zu deuten sind eine Reihe von Darstellungen, die offenbar Gebäude bezeichnen sollen. Da sind zunächst eine Anzahl von Goldplättchen aus Mykenä, von denen eins hier näher beschrieben werden mag (siehe Abb. 18). Es

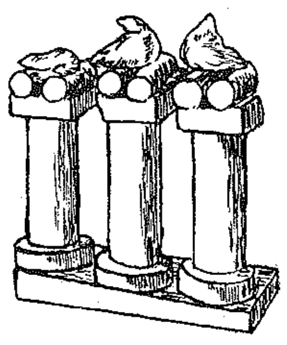


Abb. 17. Terrakotta-Säulen von Kreta (Lagrange, La crète ancienne).



Abb. 18. Goldblech von Mykenä (Drerup, Homer).

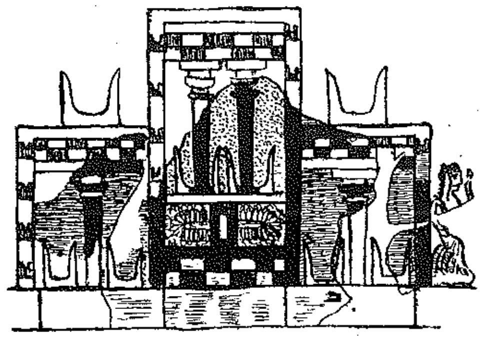


Abb. 19. Wandmalerei von Knossos (Lagrange, La crète ancienne).

scheint sich um einen dreiteiligen Bau zu handeln, in dessen drei Abteilungen sich je eine Säule in der uns bekannten, sich nach unten verjüngenden Form findet. Die Säulen stehen auf einem mit Hörnern verzierten Postament, und ähnliche Hörner finden sich auf dem erhöhten Dachaufbau des Mittelstückes. Auf den beiden Flügelbauten schweben wieder Tauben. Ein ähnliches, aber zahlreichere Einzelheiten enthaltendes Bauwerk zeigt ein Wandgemälde in Knossos, das in manchen Punkten jedoch von dem eben besprochenen mykenischen Goldplättchen etwas abweicht (siehe Abb. 19). Zunächst befindet sich in dem kretischen Wandgemälde die hörnerverzierte Dachkrönung auf den Seitenteilen, und die

Tauben fehlen dafür, aber auch hier ragt der mittlere Teil über die beiden anderen hervor. Dieser Mittelteil enthält zwei Säulen, die beiden Seitenteile je eine, welch letztere aber auf dem Boden direkt stehen und nur von leeren Hörnerpostamenten flankiert sind. Unter dem Mittelbau zeigt sich eine palmettenartige Zeichnung, die wohl einen Hof mit Bäumen darstellen soll, was um so wahrscheinlicher ist, als der Mittelbau oben und unten durch eine Leiste abgeschlossen ist, die kaum etwas anderes bedeuten kann als eine Mauer. Rechts neben dem Gebäude finden sich die Reste einer weiblichen Gestalt, die, wenn maßstabgerecht gezeichnet, nur eine geringe Höhe des ganzen Bauwerks anzunehmen erlaubt. Die Ansicht, diese Darstellungen seien Altäre oder Götterthrone, die Reichel[1] und nach ihm v. Lichtenberg[2] vertreten, wäre allenfalls für die mykenische Darstellung denkbar, schwerlich jedoch für das kretische Wandgemälde, das doch ganz offensichtlich einen ummauerten Kultbau mit bäumebestandenem Vorhof darstellt. Die Größe der danebenstehenden Figur beweist gar nichts, da es die damaligen und auch noch viel spätere Künstler mit den Proportionen nicht sehr genau nahmen. Die abgewandte, man möchte sagen uninteressierte Haltung der weiblichen Gestalt läßt es übrigens als sehr zweifelhaft erscheinen, ob sie überhaupt zu diesem oder zu einem etwa weiter nach rechts hin sich anschließenden, heute nicht mehr



Abb. 20. Teilgemälde vom Sarkophage von Hagia Triada (Lagrange, La crète ancienne).

erhaltenen Bilde gehört. Wir dürfen uns doch wohl getrost der Ansicht von Noack[3] und anderen anschließen, die in diesen Darstellungen Abbildungen von Gebäuden — also doch wohl von Tempeln — von allen Seiten sehen wollen, wobei die Längsseiten gewissermaßen seitlich herausgeklappt und damit sichtbar gemacht werden.

Sehr interessant ist die farbige Darstellung eines Opfers — nach dem Gegenstand, auf dem sich das Bild befindet, ist wohl an ein Totenopfer zu denken — auf einem Sarkophage von Hagia Triada (siehe Abb. 20). Hier stehen am linken Rande des Bildes auf Postamenten zwei grünbemalte Pfosten, auf deren oben aufgesteckten Doppeläxten sich wieder Tauben befinden. Die Tatsache, daß die Pfosten in grüner Farbe und mit zackigen Rändern wiedergegeben sind, deutet fraglos darauf hin, daß sie Bäume darstellen sollen. Immer wieder also die gleichen Kultsymbole, der Baum, der ihn vertretende Pfosten (die Säule) und die Tauben.

Wir dürfen jetzt wohl behaupten, daß sich die Löwengruppe des mykenischen Burgtores harmonisch und lückenlos in die Reihe der zahlreichen Darstellungen gleicher oder ähnlicher Art, die wir oben beschrieben haben, einordnen läßt und mithin keine beliebige oder heraldische Gruppe, sondern vielmehr ein Kultsymbol waren. Es handelt sich um den uralten arischen Baumkult, der wiederum nichts anderes ist, als der Kult der zeugenden und zerstörenden Naturgewalt, die uns im späteren Mythos unter den Namen Ge, Rhea, Kybele, Dione, Artemis, Magna Mater u. a. entgegentritt.

Unweit der Burg von Mykenä liegt ein gewölbter Bau, den Schliemann, der erste Ent-

[1] Wolfgang Reichel, Vorhellenische Götterkulte.

[2] R. Freiherr von Lichtenberg, Haus, Dorf, Stadt. — Derselbe, Die ägäische Kultur.

[3] Ferdinand Noack, Homerische Paläste.

decker, als „Schatzhaus des Atreus" bezeichnete, den wir jedoch heute als ein Kuppelgrab der mittelmykenischen Zeit erkannt haben. Auffällig ist die große Ähnlichkeit des Einganges zu diesem Kuppelgrab (siehe Abb. 21) mit dem des Löwentores der Burg. Hier wie dort der parallele Mauergang, der zum Eingangstor führt, nur daß der Gang (Dromos) zu dem Grabgewölbe der wesentlich längere (35 Meter) ist. Bei beiden Eingangstoren findet sich der gleiche aus einem Stück bestehende Türsturz und das darüber ausgesparte Dreieck, nur daß bei dem Löwentor die deckende Platte mit der Gruppe noch — wenigstens größtenteils — vorhanden ist, während sie bei dem Grabeingang heute fehlt. Dagegen hat man vor dem Grabeingang Reste von Säulen gefunden, die uns zeigen, daß der Eingang hier von zwei Säulen in der typisch ägäischen (kretisch-mykenischen) Form, d. h. also sich nach unten verjüngend, flankiert wurde. Wir wissen nicht, ob das Löwentor einst ebensolche oder ähnliche Säulen als Türpfosten besessen hat — erhalten ist nichts, und es ist auch wenig wahrscheinlich —, ebenso wie wir nicht wissen, wie die fraglos einst vorhandene Deckplatte über dem Grabestor beschaffen war.

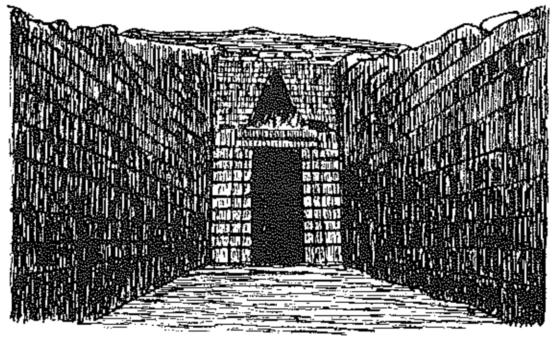


Abb. 21. Eingang zum Kuppelgrab von Mykenä (Drerup, Homer)

Treten wir nun einmal auf einen Augenblick aus dem ägäischen Kulturkreis heraus und sehen wir uns eine zweite Löwengruppe an, die der mykenischen in der Anordnung, wenn auch nicht in künstlerischem Wert, zum Verwechseln ähnlich ist, nämlich den sogenannten Löwenfelsen (Arslan-tas) bei Hairan-veli in Phrygien (siehe Abb. 22). Die aufrechtstehenden Löwen, die Säule auf einem Postament zwischen beiden, alles ist genau wie bei dem Löwentor von Mykenä, wenn auch, wie gesagt, die künstlerische Ausführung des phrygischen Denkmals weit hinter der mykenischen Löwengruppe zurückbleibt. Der phrygische Löwenfels ist aber ein Grabmal, woraus hervorgeht, daß auch außerhalb des ägäischen Kulturkreises und bei anderen arischen Völkern die Kombination von Löwen und Säule in irgendeinem Zusammenhang mit dem Totenkult gestanden haben muß.

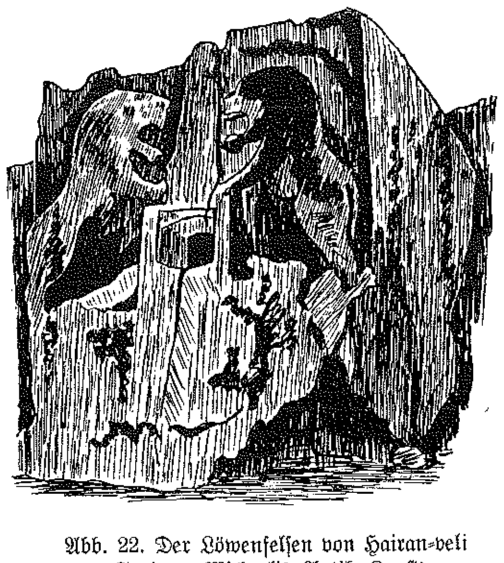


Abb. 22. Der Löwenfelsen von Hairan-veli (Springer-Michaelis, Antike Kunst)

Dicht hinter dem Löwentor liegen aus frühmykenischer Zeit stammende Schachtgräber, in denen der enthusiastische Schliemann 1876 die Gebeine des Völkerfürsten Agamemnon und der Seinen entdeckt zu haben glaubte. Nach uralter arischer Sitte durften Gräber nicht innerhalb der Burg liegen, und in der Tat können wir feststellen, daß die Mauer der früheren Burg von Mykenä sich jenseits dieser Königsgräber entlangzog. Die spärlichen Reste der kyklopischen Mauern der älteren Burg lassen jedoch keinen sicheren Schluß

zu, wie dieselben im einzelnen verliefen, daß sie aber die Gräber nicht in ihren Bereich einbezogen, ist auch aus den Mauerresten noch ersichtlich. Die Schachtgräber, die wesentlich älter als die unfern der Burg gelegenen Kuppelgräber sind, lagen am Abhang des Burghügels und waren quadratisch in den gewachsenen Fels hineingearbeitet. Als dann das Burggebiet erweitert wurde, wurden die Gräber, die erheblich unter dem übrigen Niveau der Burg lagen, mit Erde überdeckt, so daß sie nunmehr tief unter die neugeschaffene Oberfläche zu liegen kamen. Um aber den Ort der alten Königsgräber zu respektieren, wurde das Gebiet derselben auf der Oberfläche kreisförmig abgegrenzt und die neue Mauer nicht über die Gräber, sondern im Bogen um dieselben oder, richtiger gesagt, um die kreisförmige Abgrenzung ihrer Oberfläche herumgeführt. Noch heute ist die halbkreisförmige Ausbuchtung der Burgmauer unmittelbar im Anschluß an das Löwentor deutlich sichtbar (siehe Abb. 23).

Wenn wir nun zum Schluß unserer Ausführungen uns noch einmal vergegenwärtigen, daß die Säule als Andeutung des Baumkultes und damit indirekt der schaffenden und zerstörenden Naturgewalt besonders gern auf Grabdenkmälern angebracht wurde, wenn wir

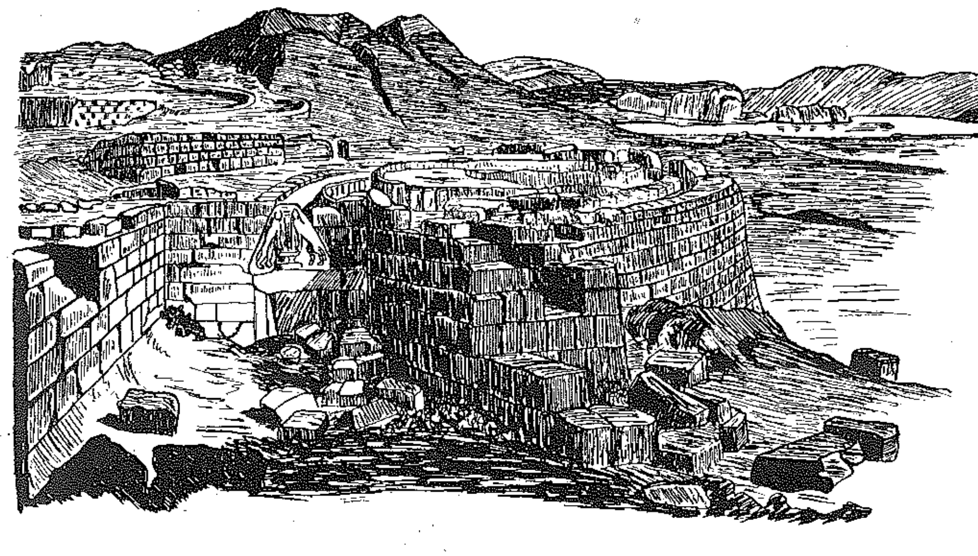


Abb. 23. Ansicht des heutigen Mykenä. (Eigene Skizze).

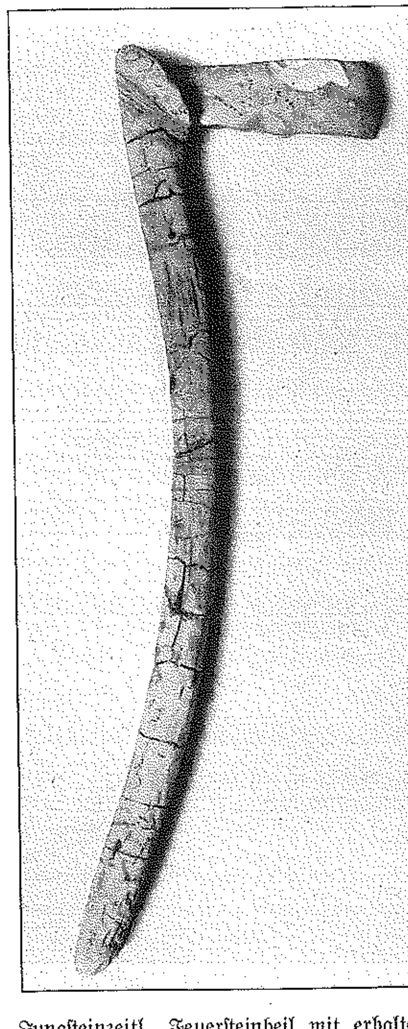
wissen, daß das dem mykenischen Löwentor ganz ähnliche Löwenrelief in Phrygien tatsächlich ein Grabmal war, wenn wir noch heute die sich sehr ähnelnden Anlagen des Burgtores mit dem Löwenrelief und des Eingangstores zu dem Kuppelgrab mit fehlendem Relief vor Augen haben, so liegt die Vermutung nahe, daß auch unser Löwenrelief nicht von Anfang an für das Burgtor bestimmt war, sondern vielleicht ursprünglich sich am Eingang der Schachtgräber befunden hat. Von hier mag es dann später, wahrscheinlich bei der Erweiterung der Burganlage und der Zuschüttung der alten Felsengräber, aus Gründen der Pietät oder um seines hohen Kunstwertes willen an seinen jetzigen Standort gebracht worden sein. Wenn auch diese Vermutung nicht zu beweisen ist, so können wir doch das eine sagen, daß die Symbolik der Löwengruppe sich weit mehr für ein Grabmal als für den Eingang zu einer Königsburg eignet, und daß die Verwendung der Gruppe für das Burgtor sich eher aus Pietät gegen ihren früheren Aufstellungsort, den Eingang zu den Schachtgräbern, die später der Erweiterung der Burg zum Opfer fallen mußten, als aus Mangel an künstlerischer Originalität und aus Deplaciertheit des Motives erklären läßt.

Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum

Von Otto Huth

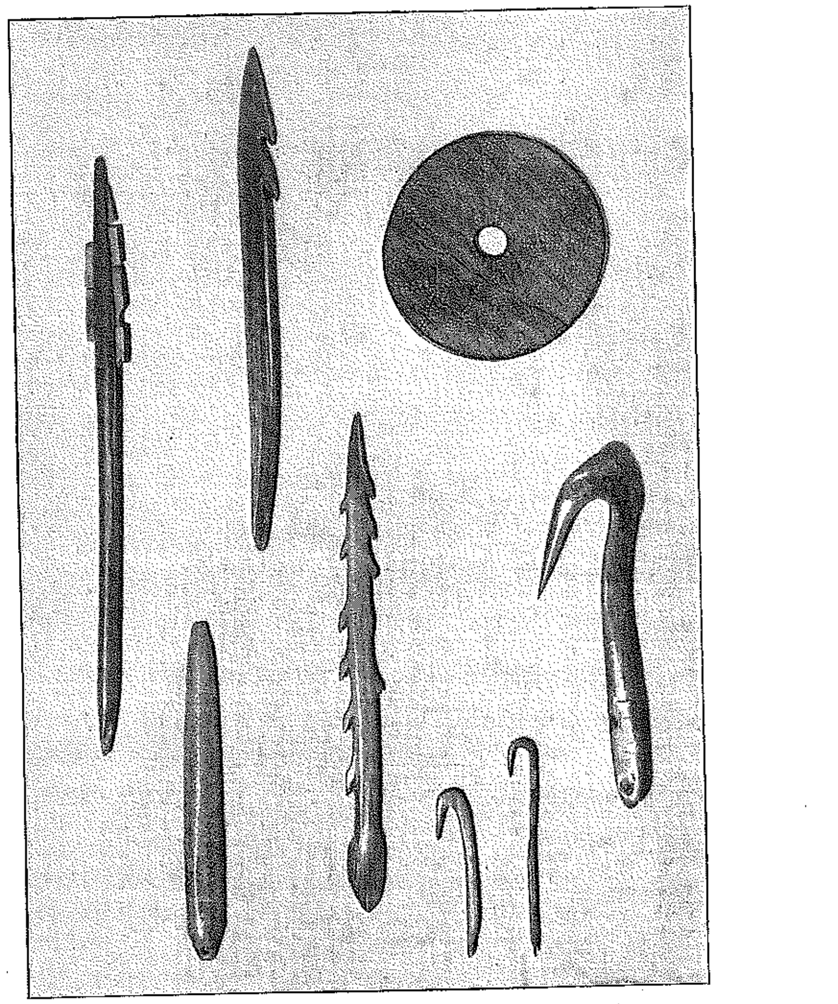
In jedem größeren Werke über die europäischen Rassen findet man heute die Kanarier oder Guanchen (sprich: Wandschen) erwähnt, die Urbewohner der Kanarischen Inseln. Im 15./16. Jahrhundert eroberten die Spanier diese Inseln; die Urbewohner wurden zum größten Teil ausgerottet, in die Sklaverei verkauft oder als Söldner nach Amerika verschleppt, wo sie u. a. gegen die Inka in Peru kämpften. Diese Eroberung der Kanarischen Inseln durch die christlichen Spanier ist eine erschütternde Tragödie, eines der schauerlichsten Beispiele für die Auswirkung der jüdisch-christlichen Seelenvergiftung europäischer Menschheit.

Nach übereinstimmenden Nachrichten aller Berichterstatter gehörten die Kanarier zur nordischen Rasse, und zwar vorwiegend zum fälischen Schlag der nordischen Rasse. Da die Kanarier, als sie von den Europäern entdeckt wurden, auf jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen, ergibt sich, daß die fälische Rasse der Jungsteinzeit hellfarbig war. Weitere Erwägungen führen zu dem Schluß, daß auch die Cro-Magnon-Rasse, in der man die Urform der fälisch-nordischen Rasse sieht, blond gewesen sein muß. Damit ist angedeutet, worauf die große Bedeutung der Kanarier für die rassenkundliche Forschung beruht. — Reste der Kanarier sind zu Spaniern geworden, daher stammt das auch heute immer noch starke blonde Element auf den Inseln. Man schätzt die Blonden und Helläugigen auf etwa 8—11 Prozent der Bevölkerung.



Jungsteinzeitl. Feuersteinbeil mit erhaltenem Holzstiel von Niedereichstädt, Kr. Querfurt. Um 2000 v. Chr. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz

Rassenkundliche Untersuchungen an Kanariern hat zuletzt Eugen Fischer unternommen; sein vorläufiges, auf stichprobenartigem Nachweis beruhendes Ergebnis (eingehende Untersuchungen sind lange geplant) führt ihn zu der bereits mitgeteilten Folgerung, die er selbst folgendermaßen formuliert: „Durch den Nachweis daß das blonde Element der Kanarier auf Cro-Magnon zurückgeht, ist bewiesen, daß diese mindestens bei ihrem Auseinandergehen nach Nord und Süd schon blond war" (Zeitschrift für Ethnologie, 62. Jg., 1931, Seite 271). Um neues Material für die Erhellung der Geschichte der Kanarischen Inseln zu gewinnen, unternahm 1930 Dr. Wölfel-Wien eine Reise in die Archive Roms und Spaniens, wo es ihm auch gelang, wertvolle neue Dokumente zu entdecken. U. a. konnte er feststellen, daß das eigentliche Kanarier-Archiv das spanische Archiv im Kastell von Simancos bei Valladolid ist. Die bisherigen Veröffentlichungen Wölfels zeigen, daß es ihm zunächst darauf ankommt, zu beweisen, daß die Kanarier nicht völlig ausgerottet wurden. Die von ihm gefundenen Dokumente sollen bezeugen, daß die Ausrottung der Kanarier ein Märchen sei. Nun, die völlige Ausrottung der Kanarier konnte auch nach den bisherigen Kenntnissen von niemand vertreten werden, sie wird allein dadurch widerlegt, daß es blonde Kanarier noch heute auf den Inseln gibt. Diese Frage ist also ziemlich nebensächlich, wie ebenso die „lückenlose Chronologie aller Ereignisse" (nämlich der Eroberung der Inseln) für die Kanarienforschung zwar nicht völlig belanglos, aber von untergeordneter Bedeutung ist. Was uns in erster Linie angeht, worüber jede neue Auskunft von größter Wichtigkeit sein kann, das ist die Erschließung der vernichteten kanarischen Gesittung!



Knochengeräte und knöcherne Zierscheibe der mittleren Steinzeit aus Nord- u. Ostdeutschland (7000—4000 v. Chr.). Berlin, Staatl. Mus. f. Vor- u. Frühgeschichte. Aufn.: Dr. Hilde Bauer, Münch.. Deutsch. Kunstverl., Berlin W 35

Man gewinnt leider aus den bisherigen Mitteilungen des Dr. Dominik Joseph Wölfel über seine „Studienreise" (Anthropos Bd. XXV, 1930, S. 711 ff.: „Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln"; vgl. seine Arbeit „Sind die Urbewohner der Kanarischen Inseln ausgestorben?" in Zeitschrift für Ethnologie 62, 1931, S. 282—302) den Eindruck, daß für ihn Fragen, die vorwiegend kirchlich-apologetisches Interesse haben, im Vordergrund stehen. Warum denn betont er so sehr, die Kanarier seien nicht ausgerottet worden? Daß das nicht der Fall ist, wissen wir längst. Aber wir wissen auch, daß die kanarische Eigenkultur völlig vernichtet wurde —: Warum hebt Dominik Joseph Wölfel dies nicht hervor? Was von den Kanariern übrig blieb, sind kümmerliche Reste. Der Adel der Kanarier — soweit er am Leben blieb — ging im Spaniertum auf. Das bestätigt auch Wölfel: „Ich kann die urkundlichen Beweise dafür führen, daß die Konquistadoren und Einwanderer zum großen Teil einheimische Frauen nahmen." „Weil alle Menschen besseren Standes nach Sprache und Sitte völlig Spanier waren und weil die Reisenden nirgends mehr einen Eingeborenen

fanden, außer unter den Hirten, darum waren die Kanarier ausgestorben." Nun, wenn der Adel sich rassisch so stark mit den Spaniern vermischte, dann kann allerdings von einem Fortleben des kanarischen Adels nicht gesprochen werden. Die letzten echten Kanarier sind demnach in der Tat die eingeborenen Hirten und Bauern abgelegener Gegenden. Die übermäßige Betonung dieser Frage nach dem Fortleben der Kanarier entspringt einer bewußten oder unbewußten apologetischen Absicht. Die Christenheit soll von einer Schandtat möglichst reingewaschen werden. Ganz besonders liegen Dr. Wölfel jene Dokumente am Herzen, die die römische Kurie und die spanische Krone im Kampf für Recht und Schutz der Kanarier zeigen. Diese Dokumente nennt er „unvergängliche Ruhmesblätter der spanischen Krone und der katholischen Kirche". Es handelt sich um Verfügungen, die einschärfen, daß die Kanarier, sobald sie sich taufen ließen, nicht mehr als Sklaven verkauft und schlimmer als Vieh behandelt werden durften. „Immer wieder" sei der höchste Gerichtshof des Reiches von den Eingeborenen angerufen worden und „immer wieder" hätten sie Recht und Schutz gefunden. Immer wieder also war das nötig! Wölfel selbst gibt zu: „Freilich sind damit die Roheiten und Grausamkeiten einzelner Konquistadoren ebenso dokumentarisch bezeugt." In dieser Beziehung genügten die bisher bekannten Tatsachen bereits vollauf. —

Trotz des eingeengten Gesichtskreises Wölfels ist seine Archivarbeit dankenswert, und es ist zu hoffen, daß er sein Material endlich veröffentlichen kann. Verdienstvoll allein ist schon, daß durch Fischer und Wölfel die Gelehrtenwelt erneut auf die große Bedeutung der Kanarienforschung hingewiesen wurde. So betont Fischer „die ungeheure Wichtigkeit der Cro-Magnon-Frage für die Anthropologie Gesamteuropas". Aus der Steinzeit übriggebliebene Cro-Magnons sind aber die Kanarier. Und Wölfel spricht von dem „für das alte Europa und alte Nordafrika so entscheidenden Kanarierproblem". Beide aber unterlassen es, auf die Bedeutung der Kanarierforschung für die gesamte Indogermanenforschung hinzuweisen. Ferner müssen wir feststellen, daß ihre Untersuchungen zu grundsätzlich neuen Ergebnissen nicht geführt haben, sie haben lediglich neue Beweise für längst Bekanntes beigebracht oder nebensächlichere Einzelheiten genauer erschlossen. Die Kanarierforschung in Deutschland steht im wesentlichen noch da, wo sie der Westfale Franz Löher hinbrachte und stehen ließ. Franz Löher hat bisher von allen deutschen Forschern die größten Verdienste um die Kanarierforschung, und zwar sowohl um die Sammlung wie um die Darbietung und Auswertung des Quellenmaterials. Die große Begeisterung, mit der Löher sich um die Kanarierüberlieferung bemühte, wurzelt z. T. allerdings in einem Irrtum, in den der warmherzige Mann gleich bei seinem ersten Besuch der „glückseligen Inseln" verfiel und den er zeitlebens festhielt. Löher glaubte in den Kanariern Reste der Vandalen vor sich zu haben und spricht daher von den Kanariern als den „Germanen der Kanarischen Inseln". Diese Annahme Löhers erweist sich als falsch schon dadurch, daß die Kanarier auf durchaus jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen. Manche der Erzeugnisse der Kanarier weisen sogar in Formgebung usw. in die ältere Steinzeit zurück. So sagt Hans Meyer in einer archäologischen Untersuchung über die Kanarier (Bastian-Festschrift, Berlin 1896, S. 76): „Die steinernen Kunsterzeugnisse der Guanchen sind großenteils paläolithisch, in der Form identisch mit südfranzösischem Steingerät. Ihr übriger Besitz stellt ein geschlossenes Bild neolithischer Kultur dar." Es ist undenkbar, daß ein Germanenstamm, der längst die Bronzekultur hinter sich hat und auf eisenzeitlicher Kulturstufe steht, in die Absonderung geraten eine einheitliche, echte jungsteinzeitliche Kultur entwickelt. Mit Recht sagt also Eugen Fischer: „Die Phantasien von versprengten Vandalen bedürfen keiner Widerlegung." Aber sonderbar muß es anmuten, daß weder Fischer noch Wölfel Franz Löhers Namen nennen, denn dieser Irrtum Löhers beeinträchtigt seine Arbeiten doch nur wenig. Diese Arbeiten sind heute noch für die Kanarierforschung grundlegend. Insbesondere das zusammenfassende Werk Franz von Löhers „Das Kanarierbuch. Geschichte und

Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln" (München 1895) ist heute noch das beste Buch über die Kanarier in deutscher Sprache. Die Übereinstimmungen zwischen der Gesittung der Kanarier und der Germanen, die Löher beobachtet hat, bestehen fast alle zu Recht; nur sind eben die Zusammenhänge, die sich daraus ergeben, anders zu deuten. Nicht sind die Kanarier Germanen, wohl aber Indogermanen oder besser Frühindogermanen. Denn alle Völker indogermanischer Sprache sind ursprünglich Völker nordischer Rasse; es ist daher erlaubt, nordische Rasse und Indogermanentum gleichzusetzen (Reche), also das Wort indogermanisch in einem weiteren Sinn zu gebrauchen als die Sprachforscher. Demnach haben wir bei der Erforschung der kanarischen Kultur nicht nur die germanische Überlieferung, sondern die Überlieferung des Gesamtindogermanentums zum Vergleich heranzuziehen. Dabei behält das Germanentum aber immer einen hervorragenden Platz, da wir in den Germanen den Kernstamm der Indogermanen zu sehen haben. — Es geht nicht an, um eines verzeihlichen und leicht ausmerzbaren Irrtums wegen das Werk eines verdienten Forschers totzuschweigen. Dies Verfahren, das aus der Geschichte der Wissenschaften bekannt genug ist, ist in diesem Falle um so verwerflicher, als das Werk Löhers leidenschaftliche Begeisterung für die Erforschung der nordisch-germanischen Vergangenheit zu erwecken vermag. Gehen die Arbeiten Fischers und Wölfels nur den Gelehrten etwas an, so ist das Kanarierbuch Löhers vielmehr ein Volksbuch, das insbesondere die germanisch gesinnte Jugend lesen sollte.

Löher war sich selbst völlig darüber klar, daß seine Arbeiten nichts Abschließendes sind. Sein Kanarierbuch beendet er mit einem „Aufgaben" überschriebenen Abschnitt: „Ist nun damit die Untersuchung abgeschlossen? Gewiß nicht. Ich habe nur darauf aufmerksam gemacht, wo altes germanisches (lies: indogermanisches) Golderz liegt: die Schätze müssen aber noch gehoben werden. Es eröffnet sich hier ein neues kleines Gebiet für (indo-)germanische Sprachforschung — noch mehr für (indo-)germanische Altertümer, insbesondere was das Rechts-, Staats- und Religionswesen betrifft —, aber auch die Kulturgeschichte und Anthropologie erhält einen höchst anziehenden Stoff. ... Noch mehr aber, als die Sprach- und Kulturforscher, sind die Poeten zu beneiden, denn sie erhalten in der Eroberungsgeschichte der kanarischen Eilande die ergreifendsten wie die herrlichsten Stoffe." Und dann skizziert Löher, was der Forschung noch an Aufgaben bleibt. Auch diese Ausführungen mögen hier wiedergegeben werden, denn obwohl Löher selbst u. a. inzwischen diese Aufgaben teilweise in Angriff genommen haben, sind sie doch auch heute noch nicht annähernd durchgeführt: „Nötig ist aber zuerst, daß für die Forschung eine festere Grundlage gewonnen wird. Es müssen von sicherer Hand alle Quellenschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden, damit jeder selbst prüfe. Das aber reicht nicht hin. Es müssen die handschriftlichen Chroniken von Galindo und anderen, die noch auf den Kanarischen Inseln vorhanden, herausgegeben; — es muß dort in Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven, nach den ältesten Nachrichten über die Kanarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden; — endlich muß ein Kulturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsaltertümern der (Indo-)Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die mir bei kurzem Besuch unmöglich waren. Gewiß, die Finderfreude wird reichlich lohnen."

Erkennen wir in den Kanariern keine Germanen, sondern Frühindogermanen, so wird die Bedeutung ihrer Überlieferung damit nicht herabgesetzt, sondern im Gegenteil gesteigert. Nicht in jahrhunderte-, sondern in jahrtausendelanger Absonderung hat sich auf diesen entlegenen Inseln — einer „Völkerfalle", die wegen der Meeresströmungen und Winde zwar vom Festlande mit einfachen Fahrzeugen leicht erreichbar, von der aber zum Festlande zurückzukehren unmöglich war — die urnordische Gesittung fast ungestört erhalten können, bis sie im 15./16. Jahrhundert vernichtet wurde. Die Gesittung der Kanarier ist

der Schlüssel zum Ur-Indogermanentum, denn die frühindogermanische Kultur hat hier kaum gewandelt aus der Steinzeit bis beinahe in die Gegenwart hinein sich erhalten. Abseits von den Umwälzungen europäischer Weltgeschichte blühte fast unbekannt und ungestört auf den glücklichen Inseln urnordische Gesittung, bis der Vernichtungssturm europäischer Eroberung sie zerstörte. Müssen wir diesen Vorgang glühend betrauern, so vermag doch das Bild der kanarischen Gesittung, das unter den Trümmern hervorleuchtet — dank den Nachrichten einiger Berichterstatter — uns zu beglücken und dem Forscher wertvolle Bausteine zu liefern bei der wissenschaftlichen Erschließung und Wiederherstellung der urindogermanischen Gesittung.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Löher nebenbei in seinem Kanarierbuch eine Widerlegung der Geschichtslüge vom „Vandalismus" gab, indem er seiner Sittengeschichte der Wandschen, diese für Vandalen haltend, „eine Art Ehrenrettung der Vandalen" vorausschickte (Kanarierbuch Seite 462—466). Dieser Abschnitt hat seinen Wert für sich. Schon in seinem Reisewerk (Nach den glückseligen Inseln, 1876, S. 385) hatte Löher den „Vandalismus" als Fälschung entlarvt. 1876 erschien ein langes Dankschreiben des „Wiener slavisch-germanischen Klubs" an Fr. v. Löher für diese Ehrenrettung der Vandalen! Heute sollte auch dies Verdienst Löhers allgemein bekannt sein. Außer den genannten Werken gab Löher noch heraus Antonio Viana, der Kampf um Teneriffa, Stuttgart 1883 und „Die Berichterstatter über die Kanarischen Inseln" (umfassende, aber nicht abgeschlossene Quellensammlung, 562 Seiten) 1895 in drei numerierten Exemplaren gedruckt, die sich auf den Staatsbibliotheken in Berlin, München und Wien befinden.

Karelische Zauberbeschwörungen

Von Georg von Grönhagen

Karelien ist jene Provinz Finnlands, die vor allen anderen uralte Tradition und Überlieferungen gepflegt und erhalten hat. Allenthalben findet man hier Spuren, die von den Volksbräuchen der heutigen Zeit zurückführen in ferne Vergangenheit. Das ganze bäuerliche Leben ist noch durchsetzt mit heidnischen Sitten, der Anwendung von Zauberei und Beschwörungsformeln. Medizin und Evangelium führen heute noch einen stillen, aber hartnäckigen Kampf um Behauptung und Einbürgerung. Jahrhunderte- und jahrtausendealte Überlieferungen trotzen ihnen immer wieder. Im häuslichen Leben der Familie sind es vor allem die Frauen, die jene Formen am besten pflegen und sich zu ihnen bekennen. Hier in Karelien hat sich Heidentum und Christentum schier undurchdringlich verflochten. Mancher christlicher Feiertag wird in das Gewand eines der Heidenzeit stammenden Zeremoniells gekleidet. Besonders ist die vom Volk selbst angewandte Heilkunde voll von geheimnisreichen Beschwörungen, der Glaube an ihre Kraft tief im Bewußtsein verwurzelt.

Alte Frauen, die sich erkältet haben z. B., behaupten hartnäckig, daß ihr Zustand nur auf eine Versäumnis in der Einhaltung jener Gebräuche und Gesetze, die von den Vätern eingesetzt worden seien, zurückzuführen wäre. Die Heilung kann nur durch einen Zauberkundigen geschehen, der um das ganze Zeremoniell weiß, daß in solchen Fällen vorgeschrieben ist. Neben diesen gibt es auch sogenannte „weise" Frauen, die über die gleiche Macht verfügen.

„Alte Leute müssen besonders vorsorglich sein", so sagen die karelischen Frauen, „weil das Alter besonders denjenigen Kräften ausgesetzt ist und von ihnen bedroht wird, die aus dem Erdboden steigen." Da die Friedhöfe meist um die Kirchen herumliegen, wedeln alte Frauen, wenn sie vom Kirchgang zurückkehren, sich dreimal mit einem Wacholderzweig zu, um die schädlichen Mächte zurückzuscheuchen, die beim Gang über die Friedhöfe von ihnen Besitz ergriffen haben könnten.

Eine Kranke geht in die Kirche und pflückt heimkehrend ebenfalls Wacholderzweige, die sie auf den Hof des Hauses wirft, während sie, das Haus betretend, langsam den Spruch spricht;

Weinend trage ich mein Leiden,
Bitter nagt an mir der Kummer.
Jammernd lehn' auf meinem Hof ich
An den Pfeilern meiner Hütte.
Höre mich, du treues Heimchen,
Herrscher du von Haus und Herde,
Schenk mir Hilfe und beglücke
Mich aufs neu mit deiner Liebe.

Abends geht sie dann in das Badehaus (Sauna) und murmelt vor sich hin:

Gegrüßt seist du Dampf,
Gegrüßt seist du Glut.
Dampf kommt vom Wasser,
Glut kommt vom Holz.

Darauf entkleidet sie sich, klettert auf eine der Holzstufen, die ansteigend den Raum bis zur Decke umgeben, am besten wählt sie die oberste Stufe, die sich unmittelbar unter der Decke befindet, besprengt den Platz, auf den sie sich setzen will, dreimal mit heißem Wasser, spuckt dreimal auf denselben Fleck und spricht:

Steig herab, Gott, in des Wassers Dampf,
Die Glut des Bades teil dir mit.
Segne mich mit neuen Kräften,
Schenke Frieden meinem Leibe.



Bannung der Hausgeister



Zubereitung eines Heilmittels aus Spiritus



Heilung einer Knochenkrankheit mit einem Stein

Nachdem sie ihren Platz eingenommen hat, gießt sie dreimal Wasser auf den glühenden Ofen und spricht vor sich hin:

Jenes Wasser, das ich schütte
Auf den Stein des heißen Ofens,
Mög' in Honig sich verwandeln,
Und sei Balsam meinem Leiden.

Wenn diese ganze Prozedur ohne wirksame Folgen geblieben ist, glaubt die Alte, daß der Böse seine Hand im Spiele gehabt habe, indem er sich in den Dampf des Raumes verwandelt hätte. Darauf wird am folgenden Morgen das Badehaus aufs neue angeheizt und die ganze Prozedur wiederholt sich. Darauf muß eine der jungen Bewohnerinnen des Hauses der Alten ein Stück schwarzes Brot reichen, sodann dreimal um den Raum laufen, einen Krug voll Wasser auf der Schwelle entleeren und die Alte fragen: „Was ißt du denn da, Großmutter?" „Ich esse den Dampf des Raumes." Dieses wiederholt sich abermals dreimal. Nun glaubt man, daß der Dampf, in dem sich der Böse verborgen, vollständig aufgezehrt sei.

Wenn aber auch nach diesen Beschwörungen sich keine vollständige Genesung zeigen sollte, so muß der Sohn der Kranken sich zu der „weisen" Frau begeben. Während dieser Zeit heizt seine Frau heimlich die Sauna an, mit großer Sorgfalt dieses Tun vor den Nachbarn verbergend. Ist kein Bach in der Nähe, dessen Lauf nach Norden fließt, muß das Wasser zu diesem Bad aus einem Brunnen geholt werden, der im Norden des Hauses gelegen ist, in welchem die Kranke wohnt. Dieses Wasser muß aber unbedingt von einem Mann geschöpft werden und herangetragen sein, der, einer alten Sitte folgend, vom Verschluß seines Hemdes drei Stückchen schabend, diese in den Brunnen dem Wassergeist Wellamo zu werfen hat, dabei die Beschwörung murmelnd:

Opfer von des Hauses Mutter,
Bringe endlich ihr Genesung.

Die weise Frau begibt sich in das Haus, in den Händen ein Birkenrutenbündel haltend, das aus je dreimal neun Zweigen besteht, die auf dem Grund dreier verschiedener Besitzer gepflückt sein müssen.

Wenn alles vorbereitet ist, wird die Kranke in das Badehaus geführt, die weise Frau mit den Zweigen nach allen Seiten wendend und mit ihrem Spruch an Väinämöinen (den Hauptthelden des Kalevala):

Alter, hehrer Väinämöinen,
Zeig dich uns, vom Schlaf erstehend.
Halte hier mit mir die Wache,
Daß, wenn ich das Werk beginne,
Ich an dir den Helfer finde.
Tritt zu uns, doch leis und heimlich,
Selbst die Türe darf nicht knirschen,
Noch die Bretter dieses Bodens.
Sanfte Glut die hilfereiche
Spende uns zu diesem Bade.
Hilf uns schnell, du Held der Helden.

Die weise Frau besprengt nun die auf den Stufen Sitzende oder Liegende, spuckt dreimal in die Birkenrute und beginnt mit derselben den Körper der Kranken vom Kopf bis zum Fuße zu bearbeiten, zuerst in der Richtung gegen den Lauf der Sonne, dann in der entgegengesetzten. Währenddessen hält sie lange Reden über die Krankheit und ihre Entstehung, alle Augenblicke tief Atem holend, und nach allen Seiten spuckend.

Zum Schluß beschwört die weise Frau die Krankheit, sich eilends in die Richtung davonzumachen, die sie ihr weisen werde.

Erwecker der Vorzeit

Felix Dahn

zu seinem 25. Todestage am 3. Januar

Der Sinn für deutsches Altertum war zwar seit den Tagen der Romantik bei uns wieder erwacht und hatte nicht zuletzt dem deutschen Nationalgefühlt seit den Freiheitskriegen einen mächtigen Auftrieb gegeben, aber er bedeutete zunächst mehr eine Anregung zur wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Vergangenheit, die in den Brüdern Grimm ihre berufensten Vertreter fand. Wirklich volkstümlich dagegen war dieses Gebiet damals noch längst nicht geworden, abgesehen von unklaren, sentimentalen, ja falschen Vorstellungen, die über das Germanentum umgingen.

Breiteren Schichten die Liebe und Kenntnis unserer Vorzeit auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage vermittelt zu haben, bleibt für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts das Verdienst Felix Dahns. Er hat die Welt des Frühgermanentums dem Volke vor allem im Wege der Dichtung vermittelt, ohne jedoch das Recht der dichterischen Freiheit zu mißbrauchen. Nur wo es künstlerisch durchaus notwendig war, hat er geschichtliche Einzelheiten mehr verschönt als verändert. Im allgemeinen geben seine Dichtungen ein treues Bild der wirklichen Zustände. Nun steht zwar Dahn in dieser Eigenschaft nicht allein. Als dichterische Herolde der deutschen Vorzeit ragen neben ihm die durchweg älteren Karl Simrock, Gustav Freytag, Wilhelm Jordan, Wilhelm Heinrich Riehl und andere, sämtlich mit klingenden Namen. Aber bei keinem ist das Germanentum so innig verwachsen mit der eigenen Persönlichkeit der Verfasser wie bei Dahn. Er lebt völlig im Wollen und Vorstellen germanischer Weltanschauung, die er nicht etwa als seine eigene von außen her an seine Gestalten heranträgt, sondern die ihm aus der überreichen, selbst erschlossenen Welt der Vorzeit entgegenströmt. Er meistert nicht seinen Gegenstand, sondern der Gegenstand meistert, ja überwältigt ihn. Daraus quillt nun die wahre und echte Begeisterung seiner Dichtungen, die sich darum so ergreifend und packend dem Leser mitteilen — darum, nicht so sehr wegen ihres rein künstlerischen Inhalts, der durchaus nicht immer — das müssen wir einräumen — bei Dahn auf der Höhe steht.

Und weil Dahn so voll und ganz in jener Zeit lebt, darum sieht und gibt er seine Gestalten auch menschlich, nicht als lebensferne Idealbilder oder Übermenschen, sondern ganz wirklichkeitstreu in allen ihren Vorzügen und Schwächen, die uns deshalb immer verehrungswürdig bleiben, weil ihre Träger eben unsere Ahnen sind. Darum ist Dahn auch weit entfernt, Kompromisse zwischen den Anschauungen seiner Gegenwart und der Vergangenheit zu suchen und sich dadurch den Blick für die geschichtlichen Tatsachen zu trüben. Er erkennt voll und ganz die weltgeschichtliche Überfremdung, die das Germanentum durch das Christentum erfuhr. Wo in seinen Dichtungen der Völkerwanderungszeit das Christentum auf den alten Götterglauben trifft, immer ist sein Herz bei Odin und Thor und an Seitenhieben auf das Christentum fehlt es nicht: „Wuotan, alter Gönner und Wunschgott ... du weißt, ich bin der letzte Übriggebliebene, der an dich glaubt", sagt Dahn in der Vorgeschichte seines Romans „Vom Chiemgau", der im Jahre 500 n. Chr. spielt. Natürlich ist es kein naiver Kinderglaube, der den Dichter bewegt. Aber Dahn hat als erster den tiefen philosophischen Grundgehalt der eddischen Mythen erkannt, in denen die Götter nichts sind denn großartige Symbole nordischer Seelenkräfte.

Am gewaltigsten aber wirkte Dahn durch die Glut seiner nationalen Begeisterung. In dieser Beziehung hat er ohne Zweifel manchen Samen für die heutige Zeit gestreut. Man lese nur die Stelle im ersten Kapitel seines berühmten „Kampfes um Rom", wo er den alten, im Herzen heidnisch gebliebenen Waffenmeister des großen Theoderich, Hildebrand, reden läßt: „Die Erde lieb' ich mit Berg und Wald und Weide und strudelndem Strom und das Leben darauf mit heißem Haß und langer Liebe, mit zähem Zorn und stummem Stolz. Von jenem Luftleben da droben in den Windwolken, wie die Christenpriester lehren, weiß ich nichts und will ich nichts wissen. Eins aber bleibt dem Mann, dem rechten, wenn alles andere dahin. Ein Gut, von dem er nimmer läßt. Seht mich an. Ich bin ein entlaubter Stamm, alles hab' ich verloren, was mein Leben erfreute: Mein Weib ist tot seit vielen Jahren, meine Söhne sind tot, meine Enkel sind tot: bis auf einen, der ist schlimmer als tot: — der ist ein Welscher worden. Dahin und lang vermodert sind sie alle, mit denen ich ein kecker Knabe und ein markiger Mann gewesen, und schon steigt meine erste Liebe und mein letzter Stolz, mein großer König, müde in sein Grab. Nun seht, was hält mich noch am Leben? Was gibt mir Mut, Lust, Zwang zu leben? ... Was lodert hier unter dem Eisbart heiß in lauter Liebe, in störrigem Stolz und in trotziger Trauer? Was anders als der Drang, der unaustilgbar in unserem Blute liegt, der tiefe Drang und Zug zu meinem Volk, die Liebe, die lodernde, die allgewaltige, zu dem Geschlechte, das da Goten heißt, und das die süße, heimliche, herrliche Sprache redet meiner Eltern, der Zug zu denen, die da sprechen, fühlen, leben wie ich. Sie bleibt, sie allein, diese Volksliebe, ein Opferfeuer in dem Herzen, darinnen alle andere Glut erloschen, sie ist das teuere, das mit Schmerzen geliebte Heiligtum, das Höchste in jeder Mannesbrust, die stärkste Macht in seiner Seele, treu bis zum Tod und unbezwingbar."

So schrieb Dahn im Jahre 1859, da er den „Kampf um Rom" begann. Es sind Worte, die heute nicht schöner gesprochen sein könnten!

Es war der Dichter Dahn, der in breiten Schichten des Volkes Liebe und Interesse für das germanische Altertum geweckt und damit an erster Stelle schon vor Jahrzehnten den Grund für das heute überall lebendige vorgeschichtliche Verständnis gelegt hatte. Allein über dem Dichter hat man nur zu leicht den Gelehrten, den Forscher Felix Dahn vergessen. Er selbst nannte sich in schöner Bescheidenheit einen Gelehrten zweiten und einen Dichter dritten Ranges. Doch wird man ihn auf beiden Gebieten um einen Platz vorrücken dürfen. Dahns Lebensarbeit galt in erster Linie der Wissenschaft, zu der er sich von Jugend auf, obwohl einer Künstlerfamilie entsprossen, hingezogen fühlte.

Felix Dahn wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg als Sohn des Schauspielers Ludwig Dahn und seiner Gattin Konstanze geb. Le Gay, gleichfalls einer später sehr gefeierten Bühnenkünstlerin, geboren. Drei Monate nach seiner Geburt folgten seine Eltern einem Ruf an das Münchener Hoftheater. So kam es, daß Dahn als Bayer groß geworden ist. Schon mit sechzehn Jahren bezog er die Universität und studierte Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie. In dem letzten Fach schloß er sich eng an seinen zeitlebens von ihm verehrten Lehrer, den Hegelianer Karl von Prantl, an, ja er gedachte sogar eine Zeitlang, sich ganz der Philosophie zu widmen, alsbald aber gewannen Recht und Geschichte in ihm die Oberhand, und beide, in der Rechtsgeschichte vereinigt, blieben sein eigentliches Hauptfach. Nach außen hin Angehöriger der juristischen Fakultät, hatte sich Dahn bewußt und von Anfang an der Lehrtätigkeit zugewandt. Obwohl ihm wegen seiner durchweg glänzend abgelegten Prüfungen eine hoffnungsreiche Beamtenlaufbahn offenstand, habilitierte er sich im Jahre 1857 an der Münchener Universität als Privatdozent. Als Leitmotiv seines ganzen späteren Schaffens brachte er im gleichen Jahre seine „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile" heraus. Im Jahre 1863 wurde er als ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft nach Würzburg berufen. Schon zwei Jahre später hatte er das Hauptwerk seines Lebens, „Die Könige der Germanen", begonnen, das ihn fast ein halbes Jahrhundert beschäftigte, bis es drei Jahre vor seinem Tode abgeschlossen vorlag. Staatsrecht, Verfassung und Geschichte des Frühgermanentums, die in dieser umfangreichen Arbeit zusammengestellt sind, bildeten überhaupt Dahns liebstes Studiengebiet, und seine Forschungen sind, von Einzelheiten abgesehen, heute noch nicht überholt und nach wie vor eine wichtige Quelle für die deutsche Vorgeschichte. Ein zweites größeres Werk war die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" (1881 bis 1887) in Onckens Weltgeschichte. Von kleineren Arbeiten sind zu nennen „Fehdegang und Rechtsgang der Germanen" (1877), „Zum merowingischen Finanzrecht" (1893) sowie „Die Alemannenschlacht bei Straßburg" (1880), deren Auffassung sich allerdings seit Delbrücks grundlegenden Forschungen auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte nicht mehr aufrechterhalten läßt.

Aber auch an volkstümlichen Darstellungen hat es Dahn, abgesehen von seinen Dichtungen, nicht fehlen lassen. So „Walhall" (Germanische Götter- und Heldensagen), „Die Germanen", eine kurze Zusammenfassung alles Wissenswerten über unsere Vorfahren, und „Armin der Cherusker" zur 1900jährigen Jubelfeier der Schlacht im Teutoburger Walde. Auch in seinen sechsbändigen „Bausteinen", einer Sammlung vermischter Aufsätze, hat er viele wertvolle Ergebnisse seiner Germanenforschungen, besonders auch auf dem Gebiet der Volkskunde niedergelegt.

Das heroische Ideal des Germanentums, das Dahn in seinen Dichtungen wie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten herausstellt, war seinem eigenen Wesen nicht fremd. Auf dem Würzburger Lehrstuhl traf ihn der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Da er nach der alten bayrischen Wehrordnung nicht zum Militärdienst gelangt war, zog er als freiwilliger Krankenpfleger mit ins Feld. Er befand sich bei den bayrischen Truppen, die in der Schlacht bei Sedan den schweren und verlustreichen Sturm auf das Dorf Bazeilles zu vollführen hatten. Als es zum Angriff ging, litt es Dahn nicht länger bei der Ambulanz. Er ergriff das Gewehr eines Verwundeten und eilte trotz seiner Rotkreuzbinde in die Reihen der Sturmkolonnen, obwohl gerade ihm, der zum Kriegsbeginn noch eine eigene Broschüre „Kriegsrecht" für das deutsche Heer veröffentlicht hatte, sein Schicksal, falls er in Feindeshand geriet, bekannt sein mußte.

Im Jahre 1872 wurde Dahn auf den Königsberger Lehrstuhl berufen. Bald darauf vermählte er sich mit der auch als Schriftstellerin bekannten Therese von Droste-Hülshoff, einer Nichte der berühmten Annette. 1882 kam er an die Universität Breslau. Hier war es ihm vergönnt, noch ein volles Menschenalter hindurch als Lehrer, Forscher und Dichter zu wirken. Er starb als Geheimer Justizrat am 3. Januar 1912.

Dahn hat in seinen heute noch sehr lesenswerten „Erinnerungen" seine geistige und vor allem weltanschauliche Entwicklung geschildert. Seine Liebe zur germanischen Vorzeit wurde zuerst im bayerischen Chiemgau geweckt. Hier hat er, nach seiner eigenen Schilderung, als Knabe stets den größten Teil seiner Ferien verbracht, und fast wehmütig mutet uns diese Schilderung heute an. Damals um das Jahr 1850 war diese Landschaft noch ein völlig unerschlossenes Gebiet, das den Rauch der Lokomotive nicht kannte. Hier erfreute sich der Bauer in gänzlicher Weltabgeschlossenheit noch fast unverändert der uralten Sitten und Lebensgewohnheiten seiner bajuwarischen Vorfahren. Dahn erzählt, wie er noch selbst im Einbaum, dem dort üblichen einzigen Wasserfahrzeug, zum Fischzug auf den Chiemsee gerudert sei.

Hätte Dahn das Jahr 1918 und die nationalsozialistische Bewegung noch erleben können, so wäre er unzweifelhaft nach seiner ganzen Persönlichkeit einer ihrer ersten Kämpfer geworden. Seine Dichtungen, besonders sein „Kampf um Rom", müßten heute noch von jedem jungen Deutschen gelesen werden. Für seine heroische Weltauffassung, die er aus dem Germanentum gewann, ist ein Wort Emanuel Geibels überaus treffend, das Dahn selbst als Leitspruch seinem „Kampf um Rom" voranstellt:

„Wenn etwas gewaltiger ist als das
Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert
trägt!"

Dr. Wolfgang Hofmann.

Eugen Weiß †

Am ersten Julmond 1936 starb unser alter Mitkämpfer Eugen Weiß in Stuttgart-Kannstadt. Eugen Weiß ist allen Mitgliedern der Vereinigung vom ersten Tage ihres Bestehens an als einer der entschiedensten und rückhaltlosesten Verfechter des germanischen Gedankens bekannt geworden. Seine beiden Werke „Das Volk der Zimmerleute" und „Steinmetzart und Steinmetzgeist" (Verlag Eugen Diederichs in Jena) gehören zu den ersten Werken, in denen aus einem unmittelbaren seelischen Verhältnis zum Brauchtum und aus echtem Handwerksgeist heraus Wurzeln und Wachstum germanischen Wesens klargelegt worden sind. Dieser echte Handwerksgeist, verbunden mit einer urwüchsigen und oft auch eigenwilligen schwäbischen Stammesart, kennzeichnete die ganze Persönlichkeit von Eugen Weiß, dessen allzu früher Hingang für die Freunde germanischer Vorgeschichte einen schweren Verlust bedeutet. Wir werden auf die Verdienste des Verstorbenen später noch näher eingehen.

Es gab einst allgemeine Feste und Festbräuche, ehrwürdiger durch ihr Alter und erhebender durch die Weise der Religion, welche das Volk an bestimmten Tagen und recht oft im Jahre versammelten und erhoben, und deren Gemeinsamkeit und für alle gleiche Teilnahme reich ersetzten, was jetzt schöne Künste uns entgegenbringen. Jene Feste brachten selbst dem Bauernburschen höhere und menschheitswürdigere Freuden, als jetzt die sogenannten Gebildeten bei ihrer Eigensucht aus den gefüllten Sälen tragen.

Montanus, 1854.

Die Bücherwaage

Friedrich Alfred Schmid-Noerr, **Unserer guten Frauen Einzug.** Paul List Verlag, Leipzig.

Das Buch führt sich selber ein als eine „Romandichtung" und gleichzeitig erhebt es den Anspruch, ein Mythos zu sein — „Das Märchen von der deutschen Weihnacht". Ehe wir noch die erste Seite aufschlagen, drängt sich die Frage auf: ist es denn möglich, einen Mythos wie einen Roman zu dichtenn? Widerspricht solch ein Verfahren nicht vielmehr dem Wesen des Mythos grundsätzlich? Der lebendige Mythos ist gemeinsames Gut und Heiligtum des Volkes. Der Roman bleibt das Werk eines einzelnen; er bleibt der Kritik unterworfen und kann darum nicht, wie der Mythos zum tragenden Lebensgrund einer Gemeinschaft werden.

Es wäre schön, wenn man dem Volke den Mythos oder dem Mythos das Volk wiedergeben könnte. Aber wir müssen einsehen, daß das nicht geht. Auf gar keinen Fall kann ihn jemand „machen", auch nicht mit viel Gelehrsamkeit. So scheint Verf. seine besondere Aufgabe darin gesehen zu haben, alle ihm irgend bekannten Motive aus der Mythenkunde der ganzen Welt zu verwenden — und zu mischen! Wir fühlen uns verpflichtet, dies als eine unzulässige, weil ehrfurchtslose Verfälschung des Mythos zurückzuweisen. Es geht nicht an, die Geschichte vom Sündenfall in ein Eddamärchen hineinzudeuten. Die Welt der germanischen Götter — eine Welt der Sünde und des Wahns ist ein bereits oft genug als solcher gekennzeichneter Irrtum, der manchmal nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit aufzutreten scheint. Handelnde, redende, weissagende Tiere in der Dichtung empfinden wir bestenfalls als eine Kühnheit, aber im Märchen erscheinen sie selbstverständlich. Das Erlösungsbedürfnis des vorchristlichen Menschen macht Verf. sich zurecht aus Not und Verbrechen (der Götter, Riesen und Menschen), aus Prophetie (durch Mimirs Haupt und des Eichhörnchens Offenbarungen) und Opfertod (des Eichhörnchens). — Damit ist niemandem geholfen. Der Mythos ist verwässert und auch das Christentum ist seines eigentlichen Gehaltes, der Person Christi und seiner Lehre, beraubt.

Die Sprache Schmid-Noerrs ist von solcher Bildhaftigkeit und Farbigkeit, daß aus ihr ein Erleben von so starkem, traumhaftem Wirklichkeitscharakter strömt, daß dahinter das mythische Erleben, das sinnbildliche hinter dem sinnlichen, völlig zurücktritt. So ist es besonders bedauerlich, daß der Verfasser seine reichen künstlerischen Möglichkeiten an einer ihm wie jedermann nicht zugänglichen Sache zu deren Schaden verschwendet hat.

Anne Marie Koeppen, **Das Erbe der Wallmodens.** Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.

Kein Zweifel, daß dieses Buch in allen deutschen Familien, in denen es sich auf dem Geburtstags- oder Weihnachtstisch einfinden wird, mit großer Freude und Begeisterung von alt und jung gelesen werden wird ,wie Berichterstatter das in seinem Hause erleben konnte. Anne Marie Koeppen hat uns einen Bauernroman geschenkt, der nichts zu tun hat mit der berüchtigten Schollengeruch-Literatur, von der ersten bis zur letzten Zeile sauber und wahr, im spannenden Ablauf der Handlung durchglüht von leidenschaftlichem Trotz, der ein Vermächtnis von Hermann Löns bewahrt: „Ein Pfui dem Mann, der sich nicht wehren kann. Not kennt kein Gebot als das: Sla dood!" Das ist das eine, das aus der Erinnerung aufsteigen wird, wenn uns das Buch später wieder zur Hand kommt: das Erlebnis der Freiheit und Eigengesetzlichkeit aus der Treue zum Boden, das uns wie eine Heimkehr anrührt. Das andere ist eine Empfindung wie aus einem reinen blauen Sommerabend, als Nachklang der Lyrik mancher Stellen, die wohl das Allereigenste der Dichterin sein mag. Hans Cl. Bauer.

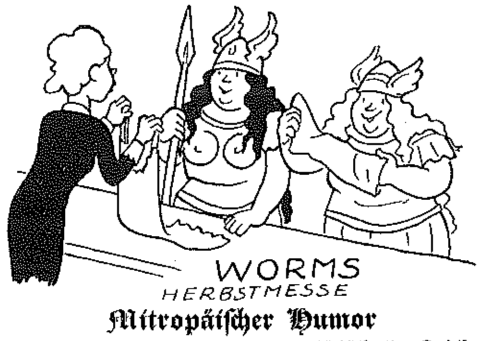
Hans Christoph Schöll, **Die drei Ewigen.** Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

In dieser, alles in allem, sehr zu begrüßenden Untersuchung wird die Dreiheit der „Mütter" oder „Schwestern" auf ihre Ursprünge zurückverfolgt, die wir im lebendigen Volksglauben, im Märchen, in der Sage und im Mythos immer wieder treffen. Schöll hat richtig erkannt, daß diese Dreiheit eines jener urgermanischen Glaubenselemente ist, die sich durch alle Glaubenswechsel hindurch am lebendigsten erhalten haben, weil sie erlebnismäßig am tiefsten in der Anschauungs- und Erlebniswelt des germanischen Bauernvolkes verwurzelt sind.

Die Grundlage seines Forschungsweges kennzeichnet er mit folgenden Worten: „Man kann bei der Beantwortung dieser Frage unmöglich etwa von der religiösen Haltung des heutigen protestantischen Norddeutschland ausgehen, wie das oft in einer willkürlichen Einengung des Begriffes „nordisch" geschieht. Wer weiß, wie tief in unserem gläubigen katholischen Landvolk die Verehrung „Unserer lieben Frau" sitzt, dem kann es kein Zweifel sein, daß hier nicht rassisches Erbgut und andersartiger kirchlich-religiöse Tradition schließlich zu einer leidlich brauchbaren Mischung verschmolzen wurden, sondern daß beides aus denselben Urtiefen einer rassischen Einheit kommt. (Unnötig zu sagen, daß diese aus einer rassisch ausgebrochenen Haltung hervorquellende gläubig-fromme Verehrung „Unserer lieben Frau" wenig zu tun hat mit einer dogmatischen ausgestaltung des scholastisch-katholischen Lehrgebäudes.) Leider ist das letztere keineswegs „unnötig zu sagen". Denn es gibt leider noch genug angebliche „Heiden", die in ihr angebliches Heidentum ihre christlich-konfessionellen Scheuklappen unverändert mitgebracht haben und sich von den Eierschalen ihrer konfessionellen Herkunft nicht befreien können. — Was Schöll zusammenstellt, ist eine, schon stofflich gesehen, sehr wertvolle Bereicherung unseres Wissens von den Glaubenselementen des deutschen Volkes, die nicht in irgendeiner, nur noch literarisch erfaßbaren Vergangenheit einmal vorhanden waren, sondern die heute noch im ungebrochenen Volkstum leben, wenngleich ihnen immer noch die Annektierung durch eine stets auf der Lauer liegende fremdgeistige Macht droht. Diese Annexionsabsichten sind aber immer durch engstirnige Ketzerrichter von der anderen Seite ungewollt befördert worden.

In der Grundhaltung ist Schölls Buch ein großer Gewinn; es wird uns noch öfter beschäftigen. Leider sind die zur Stützung seiner Einzelmeinungen sprachlichen Ausführungen zum großen Teil nicht haltbar. Das ist eine Erscheinung, die wir häufig beim völkischen Schrifttum unserer Zeit finden: das Verständnis für die gewachsene Gesetzmäßigkeit unserer Sprache ist noch wenig verbreitet, obgleich auch dies ein wesentlicher Bestandteil unseres Ahnenerbes ist. Auf die Dauer werden wir nur mit den scharfen und blanken Waffen der Wissenschaft den Kampf um unser völkisches Erbgut gewinnen. — Aber das ist für die Beurteilung dieses an sich verdienstlichen Werkes nicht entscheidend. Es soll nur ein Hinweis für die gern erwarteten weiteren Forschungen sein. Pl.

Hieb und Stich



Mitropäischer Humor

Die vorstehende „humoristische" Zeichnung von Hermann Wilke fanden wir in der „Mitropa-Zeitung". Sie soll eine symbolische Darstellung der Herbstmesse in der „Nibelungenstadt" Worms sein. Witze sollte man nicht zu erklären brauchen; hier aber bedarf es des Hinweises, daß die fetten und feixenden Frauen hinter dem Ladentisch offenbar Gestalten aus der Nibelungensage, also etwa Kriemhild und Brünhild sein sollen. Ob sie dort als Käuferinnen oder Verkäuferinnen von Wollsachen auftreten, ist nicht festzustellen.

Wir haben gewiß nichts gegen den Humor, der eine echt germanische Charaktereigenschaft ist. Ob solcher „humoristischer" Einfälle befällt uns aber doch leichtes Sodbrennen, was man in den ausgezeichneten Speisewagen der Mitropa ja eigentlich nicht kennen dürfte. Immerhin ist die in Worms spielende Nibelungentragödie die große Tragödie des Germanentums, die mindestens tausend Jahre lang allen germanischen Völkern wesentlicher Seelenbesitz gewesen ist. Also kein unbedingt geeigneter Gegenstand für schnoddrige Zeichnereinfälle. Nehmen wir an, es fände einmal in Oberammergau eine Mustermesse statt. Würde Herr Herman Wilke auch die dort beheimateten symbolischen Gestalten für seine witzigen Einfälle bemühen? —nn.

Die Fundgrube

Eiszeitliche Höhlenbewohner in christlichen Gräbern. Die Wohnhöhlen unserer Urahnen sind Stätten alter Sagen. Kein Wunder, daß seit alters die geisterhaften unterirdischen Gemächer lockten, hier nach „Funden" zu graben. Aber nicht immer blieben die fossilen Zeugen der Vorzeit der Wissenschaft erhalten. Oft grub man die Toten der Höhlen nach Glauben und Brauch wieder auf dem Gottesacker ein. Den eiszeitlichen Neandertaler entdeckte die Wissenschaft erst, als er sein Höhlengrab nach Zehntausenden von Jahren mit einer christlichen Ruhestätte vertauscht hatte.

Kürzlich wurde eine neue, für die Vorgeschichte aufschlußreiche Wohnhöhle am eiszeitlichen Donaulauf aufgedeckt, in der — vor zwanzigtausend Jahren — die Mammut- und Höhlenbärenjäger bei ihren Wanderzügen weilten. Erst während der Ausgrabung dieser „Mammuthöhle" erfuhr ihr Entdecker, daß hier vor drei Jahrzehnten in einer genau bekannten Nische ein Höhlenmensch „mit auffallend starken Knochen" bei der Freilegung des Höhleneinganges ausgehoben wurde. Damals nahm sich eine eilends vom kleinstädtischen Nachbarort herbeigerufene Kommission der Untersuchung dieses Falles wegen Mordverdacht an. Sie erkannte in Schädel und Gebein das Menschliche des Höhlenbewohners, und der Pfarrer erwies ihm in den Mauern des Friedhofes die Ehren einer christlichen Bestattung.

Nach den Aussagen der Augenzeugen, die heute noch über Ort und Lagerung des aufgefundenen Skelettes übereinstimmende Angaben machten, mußte es sich hier, nach wissenschaftlichem Ermessen, um die Bestattung eines eiszeitlichen Menschen handeln. Glücklicherweise bot diese Höhle noch die selten günstige Gelegenheit, die ursprüngliche Lagerstätte des Fossils genauer zu untersuchen. Wirklich fanden sich auch auf einer ausgedehnten Brandschicht der eiszeitlichen Höhlenbewohner noch mehrere Teile des starkknochigen Skeletts: ein kurzgedrungener Oberschenkelknochen, Rippen, Wirbel und schließlich das gewaltige Gebiß eines ... Höhlenbären. Nur das Schädeldach und die übrigen Gebeine fehlten, da sie bereits auf dem Friedhof des Ortes beigesetzt waren.

Die menschliche Fürsorge für seine ordnungsgemäße rituelle Beisetzung verdankt der ausgestorbene Höhlenbär freilich nur seiner allzugroßen Ähnlichkeit mit dem menschlichen Stamme, der Krone der Schöpfung. Einem christlich bestatteten Höhlenbären aber wird nun der Schöpfer der Welt auch eine himmlische Höhle als ewige Bleibe gewähren müssen —. —dt.

Eine langobardische Gewandhefte. Die hier abgebildete goldene Gewandhefte (Fibel) aus Gold wurde in einem Langobardengrabe zu Straß im Tale (Niederösterr.) bei einer Ausgrabung im Frühjahr 1935 gefunden. Das Grab aus der Mitte des 6. Jahrhunderts befindet sich in einem be-



trächtlichen Gräberfeld, das aber wegen des Weinbaus nur teilweise erschlossen werden konnte. Deutlich ist auf der Abbildung das (linksläufige) Hakenkreuz inmitten des Blattornamentes zu erkennen. Am anderen Ende ist ein für die langobardische Kunst bezeichnender Ansatz zum Flechtornament zu sehen (vgl. den Aufsatz von E. Schaffran in Heft 11/1936). Ob noch andere runenartige Zeichen vorhanden sind, müßte eine nähere Untersuchung ergeben.

Einsender Dr. Konrad Höfinger, Gobelsburg, Niederösterreich.

Feuerräder im Odenwalde und Schwarzwalde. Im Anschluß an die Mitteilung über die Feuerräder an Ostern zu Lügde bei Pyrmont und bei Brakelsiek in Lippe (Ger-

manien 1933, S. 129 und 215) möge noch darauf hingewiesen werden, daß sich sowohl im Odenwalde wie auch im Schwarzwalde das Abbrennen von Feuerrädern erhalten hat, allerdings nicht zu Ostern, sondern zu *Fasnacht*. So findet das Rollen eines strohumflochtenen brennenden Wagenrades in *Langenbach* bei Hirschhorn in Hessen statt, und ebenso führt diese alte Sitte noch in einem abgelegenen Winkel des lieblichen *Elztales* ein einsames Dasein. In der Nähe der Mündung des Biederbaches in die Elz, westlich gegenüber der sich auf hohem Rain erhebenden stattlichen Kirche von Elzach, pflegt das Elzacher Scheibenfeuer zu brennen. Von dieser Höhe herab fliegen die glühenden Scheiben zu Tal, und von hier wird auch das große Rad gerollt. Wie bei Langenbach ist es ein Wagenrad, das mit Stroh umwunden und angezündet wird. Aber die Burschen halten es nicht an einer durch die Nabe gesteckten Stange, so daß es langsam und würdig den Berg hinabwandelt, sondern es ist, wie es Sebastian Franck schon in seinem Weltbuch aus dem Frankenlande schildert: „Um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es in vollem Lauf in das Tal laufen, was gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." So rollt das golden glühende Rad den Berg herab, den Unebenheiten des Bodens folgend, bald sich erhebend, bald sich senkend. Eine goldene Spur, die lange nachglüht, läßt es am Berghange zurück. Es ist ein wunderbarer Anblick, der auf die Anwesenden einen großen Eindruck macht. (Vgl. die Mitteilung von Pfaff in der „Alemannia".)

Daß dieser schöne Brauch, ebenso wie der des erwähnten Scheibenschlagens oder -werfens auf eine alte Feier der Wiederkehr des Lichts, des Steigens der Sonnenscheibe hinweist, ist so wahrscheinlich, wie überhaupt ähnliche Deutungen zu sein vermögen.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze. Der Nachweis alter Burganlagen und Ringwälle, die als Verlobungsplätze gedient haben oder noch dienen, scheint mir für die religiöse Bedeutung solcher Anlagen wie auch für den altgermanischen Verlobungsbrauch wichtig genug, Umschau nach weiteren Belegstellen zu halten. Bei der Nachforschung nach anderen Bräuchen bringt mich der Zufall auf einen solchen Beleg, der sich in Julius von Negelein, Die Haupttypen des Aberglaubens (= Weltgeschichte des Aberglaubens, II, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1935. Seite 324), findet, wo es heißt: „Die steinumkränzten Grabstätten der Urzeit machten auf die späten Geschlechter einen großen Eindruck. Wenn sich in *Orkney* ein Liebespaar für immer versprechen wollte, so trat es in den *Odinsring*, einen weiten Steinkreis, in dem einige Pfeiler noch aufrecht standen. Durch ein Loch, das sich in einem derselben befand, gaben sich beide die Hände. Dieses hieß das ‚*Odinsverlöbnis*', dessen Bruch als besonders schändlich galt."

Die Bewohner der Orkneyinseln, wohin uns der Brauch führt, sind germanischen Stammes. Odinsringe werden die gewaltigen Steinkreise genannt, die sich als „Grabstätten der Urzeit" — vielleicht haben sie auch zu andern Zwecken gedient —, allüberall auf germanischem Boden erhalten haben. Der Name deutet darauf hin, daß sie religiöse Bedeutung hatten und Odin, dem höchsten germanischen Gotte (bei den Nordgermanen Odin, bei den Südgermanen Wodan genannt) geweiht waren.

Die ganze Überlieferung ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die hohe und heilige Auffassung, die unsere Ahnen von dem ehelichen Lebensbunde hatten. Wie tief sie im Herzen verwurzelt war und ist, zeigt, daß sich der sinnvolle Brauch bis heute erhalten hat, wie aus der Überlieferung von „Adams Grab" zwischen Falkenhagen und Wörderfeld in Lippe (vgl. Germanien 1935, Seite 212 f.) hervorgeht. Wenn J. v. Negelein in der obigen Mitteilung auch nicht angegeben hat, aus welcher Zeit der auf den Orkneyinseln geübte Brauch stammt, so ist doch sein Vorkommen auch im Norden ein redender Beweis dafür, daß es sich nicht um einen Einzelfall handelt.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

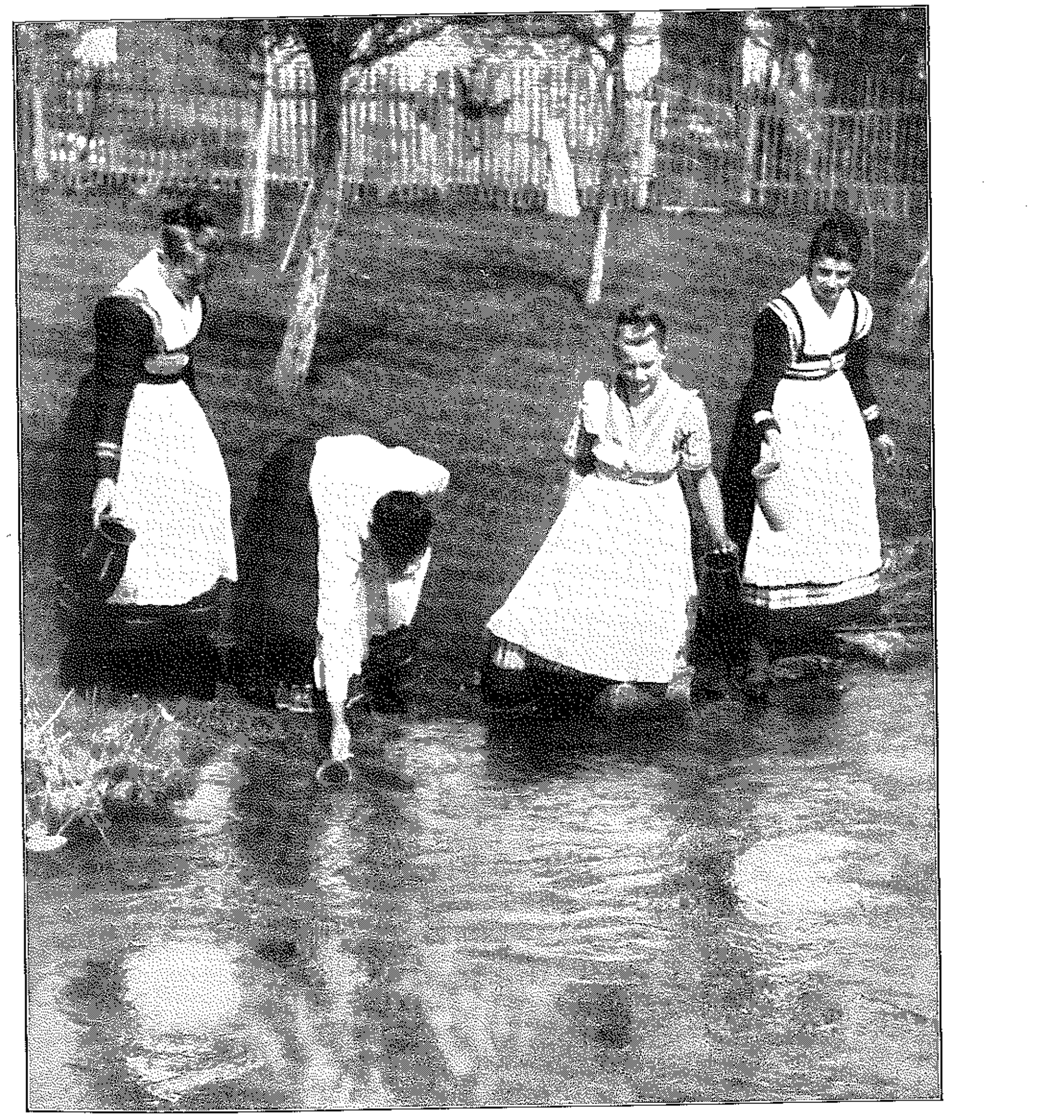
Berichtigung: In der Erklärung zu dem Umschlagbilde des Januarheftes hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Statt „Klimm" ist natürlich zu lesen „Minne".

Ein christliches Zeitalter konnte nur eine christliche Kunst besitzen, ein nationalsozialistisches Zeitalter nur eine nationalsozialistische.
Adolf Hitler
(in der Rede auf der Kulturtagung Parteitag 1936)

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV; für den Anzeigenteil Dr. Biergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Viertelj. 1936 5700. Pl. Nr. 3.

Leipzig, März 1937 Heft 3

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens